Ferdinand Duplessis

oder

Memoiren eines Mannes.

Geschichte dreier Frauen.

Deutsche Originalausgabe

von

Eugen Sue.

Vierter Band.

Leipzig, 1851.
Verlag von Chr. E. Kollmann.

I. Capitel.

Ach, mein Gott, Gensdarmen! Indem Albine diese Worte aussprach, die mich vor Entsetzen erbeben ließen, hatte sich dieselbe aus dem Fenster geneigt, und auf diese Weise Madame Raymond, Charpentier und mir den Rücken zugekehrt.

Die Mutter Jean's erbleichte, und warf unwillkürlich die Augen nach dem Theile des Schlosses, wo ihr Sohn logirte. Charpentier blickte Madame Raymond voll Angst an, aber man sah, daß er nicht für sich zitterte. Ich drückte allen Beiden durch ein ausdrucksvolles Zeichen meine Befürchtungen aus, aber Madame Raymond bat mich mit einer Geberde, meinen Schrecken nicht zu verrathen.

Alles das hatte sich in kaum einer Sekunde, und während meine Frau sich auf das Fenster gelehnt hatte, zugetragen.

Nun näherte sich Madame Raymond mit einer Ruhe und einer Ungezwungenheit, die mich in Erstaunen

versetzte, dem Fenster, stützte sich neben Albinen darauf und sagte mit scherzender Miene zu ihr:

— Gensdarmen, Madame? ... Das ist ja in Ihrer Einsamkeit fast eine Merkwürdigkeit; ich sehne mich diesen unerwarteten Reiterzug gleichfalls zu genießen. Um so mehr, Madame, — fügte die Mutter Jean's hinzu, — als diese Reiter nur das Zubehör eines sehr schönen Wagens sind, der soeben anhält ... Ah! da steigt ein Herr von sehr guten Manieren und Ansehen aus demselben ... Ich sage das übrigens nicht, weil er uns sehr höflich gegrüßt hat, Madame. Ich bitte Sie, wer ist denn dieser Herr, der von einer so furchtbaren Bedeckung begleitet Sie besucht?

— Es ist der Präfect des Departements, — sagte ich voll Angst zu Madame Raymond, indem ich mich über ihre Schultern neigte.

Ich hatte soeben Herrn von Saint-Marie erkannt. Seine Gegenwart bei mir am Tage nach der Ankunft der Verbannten, die ungewöhnliche Bedeckung, von der er begleitet war, verursachten mir die lebhaftesten Besorgnisse; ich fügte daher voll Bangigkeit hinzu, indem ich Madame Raymond einen Wink des Einverständnisses gab:

— Wenn Sie mir folgen wollen, Madame, so werden Sie sich eine gräßliche Langeweile ersparen; unser Präfect ist ein lästiger und unerträglicher Schwätzer, meine Frau wird Sie in Ihre Wohnung begleiten, und ich werde Herrn von Saint-Marie allein empfangen.

— Ei durchaus nicht, Herr Duplessis, — sagte Madame Raymond lachend zu mir, — wir kennen die Pflichten der gewährten Gastfreundschaft zu gut, um unsere lieben Wirthe in dem Augenblicke der Gefahr zu verlassen ... Wie Sie sagen, ist Ihr Präfect ein unerträglicher Schwätzer! Wir werden das Geschwätz dieses Lästigen tapfer aushalten. Wir theilen Ihre Vergnügungen ... müssen wir nicht auch Ihre Langeweile theilen! . . . Das ist doch auch Ihre Meinung, Marquis?

— Zuverlässig, — erwiederte Charpentier, und indem er mir einen Wink gab, fuhr er fort: — Der Herr Präfect hat die Marquise an dem Fenster, neben Madame Duplessis gesehen; da er diese beiden Damen gegrüßt hat, so würde er glauben, daß man ihn flöhe . . . daß man Furcht vor ihm hätte, und es wäre auch unartig.

— Ueberlegen Sie wohl, Madame, — sagte ich zu Madame Raymond, indem ich mich zu lächeln bemühte, um meine Angst zu verbergen, — die Gefahr naht heran ... sie droht; ... in einigen Augenblicken . . . wird es zu spät sein um zu fliehen . . . und Sie werden eine sehr kritische Unterhaltung zu bestehen haben . . .

— Gestehen Sie, Madame, — sagte Madame Raymond zu Albinen, — gestehen Sie, daß Herr Duplessis eine sehr schlechte Meinung von meinem Muthe hat?

— Nein, Madame! . . . — rief ich aus, indem ich die Schritte des Bedienten hörte, welcher dem Prä-

fecten vorausging, um ihn anzumelden, — nein, Madame, ich zweifle nicht an Ihrem Muthe . . . aber ich versichere Ihnen, daß er in diesem Augenblicke blind ist...

— Im Gegentheile, mein lieber Wirth, — erwiederte Madame Raymond, indem sie einen ausdrucksvollen Blick auf mich warf, — wie ich glaube ist mein Muth sehr hellsehend.

Kaum hatte sie diese Worte gesagt, als die Thür des Salons aufging, und man meldete:

— Der Herr Präfect.

Ich ging Herrn von Saint-Marie rasch entgegen, indem ich auf seinem Gesichte zu lesen suchte, ob der Zweck seiner Ankunft der wäre, den ich fürchtete.

Der Präfect erschien mir ungewöhnlich, und seine ersten Blicke richteten sich auf meine Gäste, ohne daß es mir möglich war zu errathen, ob aus Mißtrauen oder aus Neugierde.

— Meine liebe Freundin, — beeilte ich mich zu Albinen zu sagen, indem ich ihr diesen ungelegenen Besuch vorstellte, — Herr von Saint-Marie . . . unser Präfect . . . er hat sehr bedauert, Sie nicht gesehen zu haben, als er das letzte Mal uns mit seinem Besuche beehrte.

Herr von Sainte Marie verneigte sich.

Albine erröthete; ich zitterte; daß ihr linkisches Benehmen von dem Präfecten als ein Beweis der Unruhe ausgelegt würde, die uns sein Besuch verursachte, und seinen Verdacht erwecken könnte, wenn er keinen

hatte, oder ihn bestätigen möchte, wenn er Verdacht hatte; indem ich einen Glücksstreich versuchen wollte, sagte ich daher zu Herrn von Saint-Marie:

— Erlauben Sie mir, mein lieber Präfect, Ihnen die Frau Marquise von Berteuil vorzustellen; sie ist, wie der Herr Marquis (und ich bezeichnete Charpentier mit dem Blicke), so gütig gewesen mir die Ehre ihres Besuches zu erzeigen, um einige Zeit in la Riballière zuzubringen.

Herr von Saint-Marie verneigte sich zwar, schien aber einen aufmerksamen und mißtrauischen Blick auf Madame Raymond zu werfen, und er schickte sich ohne Zweifel an zu sprechen, als die vorgebliche Marquise ganz unerwartet in einem fast protectorartigem Tone zu ihm sagte:

— Nun denn! Herr Präfect, werden sie uns dieses Jahr gute Wahlen in Ihrem Departement machen?

— Und wir haben sie nöthig, — fügte Charpentier ungestüm mit seiner barschen Stimme hinzu; — wir haben gute Wahlen sehr nothwendig, Herr Präfect, ... wir müssen sie haben ...

— Aber, Madame, — erwiederte Herr von Saint-Marie, sehr verwirrt über die plötzliche Art, mit welcher Madame Raymond in die Sache einging, — ich möchte mir erlauben Ihnen bemerklich zu machen, ... daß wir Präfecten es nicht sind ... sondern die Wähler, welche die Wahlen machen ...

— Zuverlässig, — erwiederte Madame Raymond

mit einer ein wenig hochmüthigen Ungezwungenheit; — zuverlässig, Herr Präfect, die Wähler machen die Wahlen, ... ebenso wie die Hammel ihren Weg ... mit Hülfe des Hirten wählen.

— Unglücklicherweise, Madame, — erwiederte der Präfect, — schließen sich die Hammel zuweilen, statt dem Hirten blindlings zu folgen, einigen schlechten, halsstarrigen und zuchtlosen Widdern an.

— Dann in das Schlachthaus, — erwiederte Charpentier mit unerschütterlichem Phlegma und rauher und barscher Stimme; — ja, Herr Präfect, in das Schlachthaus mit diesen schlechten Widdern, welche den übrigen Theil der Heerde verführen.

— Der Herr ... ist für die raschen Mittel, — erwiederte Herr von Saint-Marie, indem er Charpentier mit einer Miene des Zweifels anblickte, und als ob er gezögert hätte ihn für aufrichtig zu halten; — der Herr Marquis ist für Gewaltmittel?

— Als ich den Krieg in der Vendée führte, mein Herr, sind alle Blauen, welche mir in die Hände fielen, erschossen worden. Ich erinnere mich, daß fünf Meilen von Vitré, in einem kleinen Dorfe Namens Lonany ... aber, sind Sie in der Vendée gewesen, Herr Präfect?

— Niemals, mein Herr.

— Das ist Schade. Diese wilde Gegend würde Sie überrascht haben ... Ich sagte Ihnen also, daß

ich in Lonany drei und dreißig Blaue habe erschießen lassen.

— Aber, Herr Marquis, — sagte ich zu Charpentier, — diese Hinrichtungen mußten schreckliche Repressalien veranlassen?

— Natürlicherweise, — erwiederte Charpentier, — denn ich erinnere mich, daß auf Veranlassung der Erschießungen, von denen ich soeben gesprochen habe, die Blauen uns vierzehn Tage nachher durch das Blutbad einer unserer Banden antworteten, die von einem Weber von Mayenne mit dem Beinamen die Spinnerin commandirt ward. Und dieser Mensch war bei meiner Treue ein schrecklicher Spinner. Glücklicherweise, Herr Präfect, sind die Zeiten nicht mehr dieselben.

— Wie, nicht mehr dieselben?

— Sie wissen also nicht was sich in Paris zuträgt, Herr Präfect? — rief Charpentier mit einer fast erzürnten Miene aus, indem er Herrn von Saint-Marie fest in die Augen sah. — Sie kennen also den neuen und abscheulichen Versuch der Jakobiner nicht?

Und indem er sich an Madame Raymond wandte, fügte Charpentier hinzu:

— Wahrlich, Marquise, es ist unbegreiflich! wir werden gegen allen gesunden Verstand regiert.

— Wie, Herr Präfect, — fügte Madame Raymond mit einer Kühnheit hinzu, welche mich schaudern ließ, — die Regierung hat Sie nicht von der entsetzlichen

Verschwörung benachrichtigt, die vor Kurzem entdeckt worden ist? Das ist ja unerhört ...

— Madame, — sagte der Präfect außer Fassung gebracht, — es gibt gewisse Verhaltungsvorschriften, welche ...

— Aber, mein lieber Herr, es ist unmöglich, daß Sie nicht von dieser Neuigkeit unterrichtet sind, — sagte Madame Raymond, indem sie Herrn von Saint-Marie unterbrach. — Vor unserer Abreise von Paris, woher wir kommen, haben wir aus sicherer Quelle gewußt, und, glauben Sie mir, wir sind in einer Stellung, um vollkommen unterrichtet zu sein. Hohen Ortes haben wir gewußt, daß ein revolutionärer Aufstand auf dem Punkte stand, in Paris und in mehreren großen Städten auszubrechen; Waffenniederlagen sind entdeckt, Briefwechsel aufgefangen worden.

Bei diesen Worten änderte Herr von Saint-Marie plötzlich den Ton, und richtete sich an Madame Raymond und an Charpentier nur noch mit dem Ausdrucke einer tiefen Ehrerbietung, welche ihm ohne Zweifel Personen einflößten, die hohen Ortes so gut unterrichtet waren, und erwiederte:

— Dann, Frau Marquise, da Sie von Thatsachen unterrichtet sind ... die nur erst einer gewissen politischen Welt bekannt sind, so kann ich Sie beruhigen und Ihnen versichern, daß die Regierung Ihre Vorwürfe nicht verdient; sie wacht, und sie ist entschlossen mit unbeugsamer Strenge zu handeln.

— Alles das sind Worte, Herr Präfect. Die Regierung besitzt eine jammervolle Schwäche, — erwiederte Charpentier barsch; — sie versteht nicht mit Strenge zu verfahren.

— Sie wird es dieses Mal verstehen, glauben Sie mir, Herr Marquis; ich möchte Ihnen sogar gestehen, daß die Reise, welche ich in diesem Augenblicke mache, zum Zwecke hat, eines der gefährlichsten Häupter der Verschwörung zu erreichen, von der Sie sprechen, ein einflußreiches Mitglied der geheimen Gesellschaften, welche diesen Aufstand vorbereitet hatten; er ist auf der Flucht . . . Man hat verschiedene Angaben über seinen Weg, auf der einen Seite glaubt man, daß er England zu erreichen sucht, auf der andern, daß er sich über Bourges und Châteauroux dem Süden nähert. Ich habe mich von einigen Gensdarmen begleiten lassen, um mich im Nothfalle seiner bemächtigen und Befehle absenden zu können. — Die Sache scheint mir wie Ihnen, Herr Marquis, so wichtig, daß ich den Gemeindebehörden persönlich die höchste Wachsamkeit habe anempfehlen wollen, und, indem ich durch Chambly kam, bin ich ein wenig von meinem Wege abgegangen um . . .

Und hier unterbrach sich der Präfect eine Sekunde lang wie vorsätzlich, und begann sogleich wieder:

— Ich wünschte Herrn Duplessis zu sehen, und ihm für jeden Fall das Signalement des Mannes zurückzulassen, den man sucht, denn es ist die Pflicht aller

guten Royalisten, unter so gefährlichen Umständen der Behörde Beistand zu leisten.

Und indem er diese Worte sagte, übergab mir Herr von Saint-Marie ein gedrucktes Signalement, das ich auf einen Tisch neben mir legte, und ich sagte zu dem Präfecten:

— Sie können überzeugt sein, mein lieber Herr von Saint-Marie, daß ich bei diesem Umstande, wie immer, als guter Royalist handeln werde.

— Nun denn! Herr Präfect, — begann Charpentier wieder, — verwundern Sie sich bei dem, was sich zuträgt, noch darüber, daß ich die Anwendung gewaltsamer Mittel verlange?

— Die Wahrheit ist, Herr Marquis, — erwiederte Herr von Saint-Marie, — daß die immer wieder entstehende Gewaltthätigkeit der Revolutionäre die unbarmherzigste Unterdrückung rechtfertigt.

— Und warum entsteht diese Gewaltthätigkeit der Revolutionäre ohne Unterlaß wieder? — erwiederte Charpentier. — Weil die Behörde, ich wiederhole es Ihnen, kein Ende mit ihnen zu machen versteht. Was ereignet sich daher auch? Was sich noch heute ereignet. Alles ist wieder in Frage gestellt, der Thron und der Altar können von einigen dummen Wählern erschüttert werden. Und sehen Sie, verzeihen Sie der Härte eines alten Chouan, Herr Präfect; aber statt zu stimmen, möchte ich lieber wieder meine Büchse ergreifen. Von zwei Sachen eine, — fügte Charpentier phlegmatisch

hinzu, — entweder würden wir ausrotten, oder wir würden ausgerottet werden, davon gehe ich nicht ab; für mich, Alles oder Nichts, sein oder nicht sein, die alte unumschränkte Regierung wiederzusehen . . . oder eine Kugel mitten in das Herz hinter einer unserer Hecken des Boccage, indem ich meinen König und meine Fahne vertheidigte; das ist meine Meinung.

— Sie ist wenigstens offenherzig und kühn, Herr Marquis, — sagte Herr von Saint-Marie. — Wenn alle Royalisten fähig wären mit dieser Kraft zu denken und besonders zu handeln, so würden wir binnen Kurzem die alte Regierung in ihrer ganzen Majestät wiedersehen.

— Ach! Herr Präfect, — begann Madame Raymond mit einem Seufzer wieder, — die alte Regierung . . . besonders das Lehnswesen; ach! wer würde uns diese schöne Zeit der Ritter und der Fräulein, . . . der Minnesänger und der Jungfrauen wiedergeben, die heldenmüthigen Tage, in denen sich Alles durch die Lanze und das Schwert entschied, . . . von der Nebenbuhlerschaft der Liebe bis zu den Geschäftsprozessen. Nun denn, offenherzig, meine Herren, war es nicht besser, zwei Prozeßführer mit dem Helme auf dem Kopfe und dem Dolche in der Faust tapfer auf einem Kampfplatze kämpfen zu sehen, als zwei bissige Advokaten gemeine Beleidigungen auswechseln zu hören . . . Und, unter uns gesagt, die Gerechtigkeit gewinnt Nichts dabei . . . Wenn das gute Recht zuweilen unter dem

Schwert erliegt, unterliegt es nicht heut zu Tage oft unter der Geschicklichkeit des Geschwätzes?

— Zuverlässig, Madame, wenn das Lehnswesen zahlreiche Apostel wie Sie hätte, — sagte Herr von Saint-Marie artig, — so würde man sehen, daß es zahlreiche Anhänger hätte . . . Unglücklicherweise sind die Volksvorurtheile so hartnäckig . . .

— Ei! mein Gott, mein lieber Herr, ich weiß es, man läßt sehr laut die schrecklichen Worte Vasall . . . Leibeigner . . . Bauer erklingen . . . der Vasall gehörte seinem Herrn an, es sei, aber unter welcher Bedingung? . . . Unter der: geschützt, verpflegt, im Nothfalle von dem Schlosse oder der Abtei genährt zu werden, da der Vasall am Ende die Sache des Herrn oder des Abtes war . . . Kurz Das, was die Neger den Colonisten sind . . .

— Nun aber, Herr Präfect, — begann Herr Charpentier in ernstem Tone wieder, — ich frage Sie, hat man nicht ebenso viel Interesse dabei einen Neger zu verpflegen, der uns zwei oder drei Tausend Franken kostet, als man ein werthvolles Pferd gut füttert?

— Durchaus dasselbe, Herr Marquis, — erwiederte der Präfect, — durchaus dasselbe.

— Ich weiß wohl, — sagte Madame Raymond, — daß die unerträglichen Bürgerlichen hierauf ein großes Wort erklingen zu lassen pflegen: die Freiheit . . .

— Oder auch wohl die menschliche Würde, — fügte

Charpentier die Achseln zuckend hinzu: — es ist zum Erbarmen!

— Die Würde, . . . die Freiheit! . . . Sehen Sie, meine Herren, — begann Madame Raymond lächelnd wieder, — wir sprachen soeben von jener schönen Zeit des Mittelalters . . . Es gab in ihr nicht allein Turnier- . . . es gab in ihr auch noch Liebeshöfe, an denen man mit Artigkeiten, mit Witzen und mit schönen Galanterien in Gegenwart einer Königin der Schönheit kämpfte, . . . und zu jener Zeit hätte Madame Duplessis zuverlässig diese Souveränetät erlangt, — fügte Madame Raymond hinzu, indem sie Albinen artig zulächelte; dann fuhr sie fort: — Nun denn! wer waren Die, welche am gehorsamsten ihre Würde, ihre Freiheit den von diesen Liebeshöfen auferlegten Gesetzen unterwarfen? Die Ritter! die vorzugsweise tapfern stolzen und freien Männer, weit davon entfert sich ihrer Knechtschaft zu schämen, ertrugen sie dieselbe mit Entzücken, zu glücklich ihre Freiheit zu den Füßen irgend einer schönen Burgfrau in Fesseln zu legen . . . Nun denn! dem war ebenso mit den Leibeigenen und Vasallen, diesen vorgeblichen Märtyrern, die Das, was man ihre Würde, ihre Freiheit nennt, mit der sie nicht wußten was sie machen sollten . . . gegen den nützlichen Schutz guter Herren und würdiger Aebte des Mittelalters austauschten.

— Ah! Frau Marquise, — sagte Herr von Saint-Marie immer mehr hingerissen, — wie man sich glücklich

fühlt auf so wundervolle Weise die Verehruug der Vergangenheit predigen zu hören ... Aber diesen so gesunden, so erhabenen Ideen in den harten Kopf dieser bürgerlichen Partei Eingang zu verschaffen, welche sich seit der Revolution für triumphirend hält, das ist sehr schwer... Das wäre eines jener Wunder, welches Apostel sowie Sie, Frau Marquisin, allein würden bewirken können. Aber, — fügte der Präfect hinzu, indem er aufstand und sich an meine Frau wandte, welche diese Unterhaltung ganz stumm angehört hatte, indem sie hier und da erschreckte Blicke auf Charpentier warf, — ich wage nicht, Madame, länger Ihre Augenblicke zu mißbrauchen, ich bin wenigstens glücklich, dieses Mal die Ehre gehabt zu haben Sie anzutreffen; ich will mich wieder auf den Weg begeben und die Verfolgung unserer ewigen Feinde beschleunigen, ... Herr Marquis ...

— Gehen Sie, Herr Präfect, — begann Madame Raymond mit einem leichten Protectortone wieder, — dieser Eifer macht Ihnen Ehre ... und er ist von guter Vorbedeutung ... Glauben Sie, daß ich mich sehr glücklich schätzen werde, im Nothfalle höhern Ortes Zeugniß von Ihrer Ergebenheit für die gute Sache abzulegen.

— Sie könnten um so mehr Zeugniß von meinem Eifer ablegen, Frau Marquise — erwiederte der Präfect, augenscheinlich durch das Versprechen der Madame Ray-

mond geschmeichelt, — als Sie beinahe ein Opfer desselben geworden sind.

— Wie denn das, Herr Präfect? — sagte Madame Raymond.

— O! Frau Marquise, — fügte Herr von Saint-Marie lachend hinzu, — ich werde Sie, wie den Herrn Marquis und Herrn Duplessis sehr in Erstaunen versetzen.

— Wahrhaftig, — erwiederte Madame Raymond. — Wohlan! ... lassen Sie hören, setzen Sie uns in Erstaunen, Herr Präfect ...

— Sie fühlen wohl, mein lieber Herr Duplessis, — sagte der Präfect zu mir, — daß Sie durch Ihre Stellung, durch Ihr früheres Leben, durch Ihren anerkannten Royalismus, über jeden Verdacht erhaben sind.

— Ich glaube es, mein lieber Herr von Saint-Marie.

— Nun denn! in dem Uebermaße dieses Eifers ... den die Frau Marquise zu bemerken geruht hat, als ich in Chambly erfuhr, daß Sie des Abends gekommen waren ... Fremde abzuholen ...

— Ha! ha! ha! — rief Madame Raymond mit so offenherzigem, so natürlichem Gelächter aus, daß ich darüber staunte, — ha! ha! Marquis, hören Sie den Herrn Präfecten? ... er hielt uns für seine Verschwörer ...

— Und er hat Recht gehabt, — erwiederte Char-

pentier mit seiner barschen Stimme; ich gebe dem Herrn Präfecten meinen ganzen Beifall!

— Wie, Marquis? — sagte Madame Raymond, indem sie ihre Lust zu lachen mit Mühe zu überwinden schien, — der Herr Präfect hatte Recht . . . uns für die Verschwörer zu halten, die er sucht?

— Nein, Marquise, — antwortete Charpentier, — aber der Herr Präfect hatte vollkommen Recht seinen Verdacht untersuchen zu wollen . . .

— Es war nicht gerade Verdacht, Herr Marquis, — erwiederte der Präfect. — Herr Duplessis ist zu gut bekannt . . . um Verdacht in Bezug auf Personen einzuflößen, die er empfängt; aber was soll ich Ihnen am Ende sagen? es gibt oft Instincte, über die man sich keine Rechenschaft ablegt, und, ohne den Grund zu untersuchen, der mich handeln ließ, habe ich mir gesagt: indem ich nach la Ribaullière gehe, um das Signalement des gefährlichen Menschen zu überbringen, den man verfolgt . . .

— Nun denn, Herr Präfect, — sagte Madame Raymond lachend, indem sie den Beamten unterbrach, — wir sind hier in Ihrer Gewalt . . . Wo sind Ihre Gensdarmen . . . wo sind Ihre Ketten? . . .

— Sie sind es, Madame, die zu Ihren Füßen alle die Personen fesseln muß, welche die Ehre haben sich Ihnen zu nähern, — erwiederte der Präfect sehr artig; — es bleibt mir nur noch übrig Madame Duplessis zu

bitten, meinen ungelegenen Besuch gefälligst entschuldigen zu wollen . . .

Meine Frau verneigte sich, und ich antwortete, indem ich dem Präfecten die Hand reichte:

— Sie müssen mir versprechen, mein lieber Herr von Saint-Marie, nächstens zum Mittagsessen mit Royalisten zu kommen, wie Sie hier sehen; ich halte außerdem darauf Ihnen den Sohn des Herrn Marquis, den jungen Grafen von Berteuil, vorzustellen, einen meiner ehemaligen Kameraden in der Garde du Corps; da er von einer langen Krankheit wieder aufersteht, so hat ihn die Reise ein wenig ermüdet, und er ist zu Bette geblieben; aber ich halte darauf Sie Bekanntschaft mit ihm machen zu lassen, . . . und Sie werden sehen, daß er im Royalismus das Sprichwort rechtfertigt: . . . Wie der Vater, so der Sohn.

— Ich nehme Ihre Einladung von ganzem Herzen an, mein lieber Herr Duplessis, — sagte der Präfect zu mir, indem er sich vor Madame Raymond verneigte. — Ich werde glücklich sein, Madame, Ihnen bei dieser Veranlassung meine Ehrfurcht zu bezeugen.

Und nachdem er meine Gäste von Neuem gegrüßt hatte, entfernte sich Herr von Saint-Marie; ich begleitete ihn, und er sagte mit verwunderter, und fast munterer Miene zu mir:

— Welche köstliche Frau diese Marquise von Berteuil ist, trotz ihrer hohen Geburt! Sie spricht zum Entzücken, und ist schön wie ein Engel! Aber dieser

große Sohn, von dem Sie sprechen, ist ohne Zweifel ihr Stiefsohn; sie muß höchstens dreißig Jahre alt sein? . . .

— In der That, — antwortete ich auf jeden Zufall hin, um allen Verdacht abzulenken, — der Graf von Berteuil ist der Stiefsohn der Marquise . . . Es bleibt mir nur noch übrig, mein lieber Präfect, Sie zu bitten die Schüchternheit meiner Frau zu entschuldigen; . . . sie ist sehr scheu, aber ich hoffe, daß sie bei unserer nächsten Zusammenkunft vertrauter mit Ihnen sein wird . . . Ah so! bestimmen wir den Tag?

— Ich werde binnen hier und einigen Tagen nicht über mich verfügen können . . .

— Wollen Sie heute über vierzehn Tage?

— Vortrefflich . . . Aber sagen Sie mir doch, wissen Sie, daß der Marquis ein tüchtiger Mann ist? Er ist nicht für die gelinden Mittel! Welche Energie, trotz seiner weißen Haare! Wie er ganz das Bild des alten Edelmannes der Vendée ist . . .

— Nicht wahr! und seine Frau . . . das Bild der Marquise! der vornehmen Dame!

— Es scheint, daß sie sehr gut bei Hofe steht? . . .

— Sie genießt einen ungeheuren Einfluß in dem Pavillon Marsan, mein lieber Präfect.

— Ich glaube es bei Gott wohl; . . . eine vornehme Geburt, unendlichen Verstand, und so reizend . . . Sie muß alle Köpfe verdrehen . . .

— Ja, aber wehe den verdrehten Köpfen ... die Marquise ist die Tugend selbst!

— Welche vollendete Frau!

— Nun denn! mein lieber Präfect, Sie werden heute über vierzehn Tage ihr den Hof machen können, das wird ein Grund mehr sein auf Ihre Pünktlichkeit zu rechnen.

— Ich habe diesen Grund nicht nöthig, mein lieber Herr Duplessis; aber am Ende schadet Ueberfluß des Guten nicht ... Adieu also, und lesen Sie aufmerksam das in Rede stehende Signalement. Ich rechne auf Ihren Eifer für die gute Sache; lassen Sie, wenn es sein muß, dieses Signalement abschreiben und in Ihren Meiereien vertheilen ... Benachrichtigen Sie Ihre Pächter; lassen Sie sich von ihnen Nachricht über alle Landstreicher mittheilen, welche bei ihnen erscheinen sollten. Ich habe außerdem den Wachtmeistern der Gensdarmerie, welche das Land durchziehen, Befehle ertheilt, und es auf mich genommen Dem tausend Franken zu versprechen, welcher unseren Mann überliefern würde. Das Interesse ist ein vortreffliches Anfeuerungsmittel, und obgleich diese Preisaussetzung ein wenig außergesetzlich ist, ... so nehme ich doch Alles auf mich.

— Und Sie haben Recht, lieber Präfect. Ah so! Sie glauben also wirklich, daß dieser gefährliche Mensch sich nach dieser Gegend gewandt hat?

— Es gibt verschiedene Aussagen; die Einen sagen, daß er mit Mitschuldigen entflohen sei; Andere, und

was viel wahrscheinlicher ist, denn man hat mir nur sein Signalement übersandt, sagen, daß er allein entflohen sei.

— Ah! er hätte Mitschuldige?

— Unter anderen seine Mutter, wie man sagt.

— Eine Frau! in einer solchen Verschwörung? Gehen Sie, lieber Präfect, das ist unmöglich.

— Sie ist, wenn Sie wollen, keine Frau; denn das alte Weib, um das es sich handelt, muß eine jener abscheulichen Strickerinnen von Dreiundneunzig sein. Aber unsere Netze sind gut gespannt; alle meine Collegen werden dieselben Verhaltungsvorschriften wie ich erhalten haben; die thätigsten Nachforschungen sind anbefohlen worden, sie sind auf dem Wege der Ausführung, und es ist unmöglich, daß sie nicht zu diesem wichtigen Fange führen. . . . Also auf Wiedersehen, mein lieber Herr Duplessis.

II. Capitel.

Ich führte den Präfecten bis an seinen Wagen zurück; als ich ihn sich mit seiner Bedeckung entfernen sah, kehrte ich rasch in den Salon zurück; als ich in denselben eintrat, legte Madame Raymond das Signalement ihres Sohnes, das sie mit Charpentier gelesen hatte, wieder auf den Tisch.

Sobald Madame Raymond mich erblickte, sagte sie, deren Augen ein wenig feucht wurden, leise zu mir:

— Jetzt habe ich das Bedürfniß meinen Sohn zu umarmen.

Indem sie sich hierauf an Albinen wandte, fügte sie hinzu:

— Auf baldiges Wiedersehen, Madame; . . . es liegt mir daran Ihnen zu beweisen, daß Herr von Berteuil kein so schrecklicher Mann ist, als es den Anschein hat . . . und im Nothfalle wird mir Herr Duplessis bei dieser Ehrenrettung zu Hülfe kommen.

Und Madame Raymond entfernte sich mit Charpentier.

Mit Albinen allein geblieben, welche unendlich betrübt schien, sagte ich zu ihr:

— Was haben Sie, meine liebe Freundin?

— Sie fragen das? — erwiederte sie. — Glauben Sie daß es mir angenehm ist, mich täglich mit Ihrem grimmigen Marquis zusammen zu befinden ... Dieser Mann, der nur von Erschießen von Ausrotten der Leute spricht, ist mir ein Greuel. Als ich ihn hörte, war ich so erschreckt, daß ich kein Wort auszusprechen vermochte ... Und Frau von Berteuil, die in einem süßlichen Tone zu sagen wagt, daß ihr Gatte im Grunde ein vortrefflicher Mensch sei!

— Und sie hat die Wahrheit gesagt, meine liebe Freundin, denn man muß die politischen Leidenschaften berücksichtigen; aber was halten Sie von der Marquise?

— Ich weiß es nicht ... übrigens spricht sie viel und sehr schön; ... aber sie hat etwas Stolzes und Protectormäßiges, das mir unangenehm ist; sie muß eine arme Bürgerliche wie mich sehr verachten. Sie werden mir daher auch einen Dienst erzeigen, wenn Sie mich so wenig als möglich nöthigen Ihren Freunden Gesellschaft zu leisten.

— Wir werden auf diesen Gegenstand zurückkommen, meine liebe Freundin. Beurtheilen Sie diese Leute nicht so schnell nach dem Scheine ... Aber ich habe

einige Geschäfte mit meinem Verwalter abzumachen; erlauben Sie mir, daß ich Sie verlasse.

Und ich verließ meine Frau.

Ich hatte das Bedürfniß allein zu sein, um ganz ungestört an Madame Raymond denken zu können, um mich aller der Vorfälle des Auftrittes zu erinnern, bei welchem sie so viel Muth, Geistesgegenwart, Anmuth und Schlauheit gezeigt hatte. Wenn ich bedenke, daß dieser Schein fast heiterer Ungezwungenheit die schreckliche Angst einer für ihren Sohn zitternden Mutter verbarg, wenn ich mich dieser einfachen und rührenden, von ihr, nachdem sie die Gefahr so wundervoll beschworen hatte, mit Thränen in den Augen ausgesprochenen Worte erinnere: »Jetzt habe ich das Bedürfniß meinen Sohn zu umarmen,« so weiß ich nicht was ich mehr bewundern soll, das Herz oder den Verstand dieser liebenswürdigen Frau.

Und wenn ich sie mit Albinen vergleiche, die sich niemals unfähiger, linkischer zeigte, so empfinde ich ein Gefühl von unaussprechlicher Bitterkeit.

. . . .

— O! welcher Abgrund! . . . Was soll ich thun ... was wird mit mir werden . . . was soll ich beschließen.

Setzen wir die Erzählung dieses Tages fort.

Zwei bis drei Stunden nach der Abreise des Herrn von Saint-Marie, habe ich durch Madame Raymond erfahren, daß Jean sich besser befinde, und daß er mich zu sehen wünsche.

— Lassen Sie ihn nicht zu viel sprechen, — sagte sie zu mir, — schonen Sie ihn; denn als er heute Morgen durch mich den Besuch des Präfecten erfuhr, war seine Gemüthserschütterung groß, nicht wegen der Gefahr, von der er bedroht war, Sie kennen Jean, sondern er hat für mich und Herrn Charpentier gefürchtet.

Ich begab mich zu Raymond, ich fand ihn wieder im Bette.

Sobald er mich erblickte, reichte er mir seine abgemagerte nnd weiße Hand.

— Setze Dich hierher, Ferdinand, — sagte er zu mir, indem er mir einen Sessel an seinem Bette zeigte. — Ich habe Dir so Vieles zu sagen.

— Jean, Deine Mutter hat mir anempfohlen Dich zu schonen.

— Sei unbesorgt . . . ich werde Dir mit wenig Worten viel sagen. — Hierauf fügte er hinzu: — Ich glaubte nicht, daß Dir unsere Anwesenheit bei Dir so bald Beunruhigungen verursachen würde. Heute Morgen . . . ist Dein Präfect da gewesen?

— Gott sei Dank, . . . der Muth, die wundervolle Geistesgegenwart Deiner Mutter und des Herrn Charpentier haben die Gefahr entfernt, diese Unannehmlichkeit wird, wie ich hoffe, zu etwas Angenehmem führen. Jetzt kannst Du in aller Sicherheit hier bleiben.

— Gestehe, Ferdinand . . . daß meine Mutter eine

seltene Frau ist; ich erzählte Dir von ihrer Entschlossenheit, ihrer Kaltblütigkeit, Du hast sie am Werke gesehen.

— Um sie zu bewundern . . . Und auch ich möchte Dir wie ehedem sagen: Du bist sehr glücklich eine Mutter wie die Deinige zu haben.

O! meine Mutter! — rief Jean voll Begeisterung aus, — meine Mutter! sie ist mein Leben, meine Kraft, mein Gewissen, meine Religion, kurz sie ist Alles für mich. Aber sprechen wir von Dir. Charpentier hat Dir Alles gesagt, was Dich bei dieser unglücklichen Angelegenheit interessiren kann. Wir sind besiegt, nicht entmuthigt . . . Bessere, vielleicht nahe Tage werden für uns kommen.

— Noch ein Wort über die Vergangenheit, mein lieber Jean; als ich unsern armen Hyacinth wiedersah, habe ich mich darnach erkundigt, was Du seit unserem Austritte aus der Schule getrieben hättest; er schien mir zurückhaltend . . . ich habe nicht darauf bestanden . . . Aber jetzt . . .

Jean unterbrach mich und sagte betrübt zu mir:

— In Bezug auf Hyacinth . . . Du hast ihn verscheiden sehen?

— Leider! ja . . .

— Armer Freund, . . . er hatte eine so schwächliche Gesundheit, . . . er lebte nur durch das Herz, und das ist die Krankheit, die ihn uns entrissen hat! Wem hat man sie zugeschrieben? . . . Du wirst begreifen daß ich, als ich dieses Unglück durch einen Brief seiner Frau

erfuhr, in meiner Antwort es nicht gewagt habe, nach irgend einem näheren Umstande zu fragen.

— Die Aerzte haben seinen Tod den Folgen einer ziemlich langen Krankheit zugeschrieben, von der er seit einem Monate genesen war. Aber sieh, Jean, diese Erinnerung greift mich wie Dich an; entfernen wir sie, ich bitte. Ich sagte Dir, daß unser Freund zurückhaltend war, als ich ihn fragte, was Du seit Deinem Austritte aus der Schule machtest.

— Wie auf der Schule . . . machte ich Verschwörungen, Ferdinand; das war es, was Hyacinth glaubte, Dir verschweigen zu müssen.

— Aber Dein industrieller Beruf?

— Ich bin ihm immer gefolgt; ich bin noch kürzlich Director einer großen Fabrik gewesen, . . . die in der Provinz zwei Hülfsfabriken hatte; meine Stellung setzte mich täglich mit Arbeitern in Verbindung; sie liebten mich, weil ich sie liebte, weil ich ihre Bedürfnisse und ihre Rechte verstand, . . . wenn der Augenblick gekommen, würden sie daher auch, ... werden sie noch die kühnsten Soldaten der Freiheit sein.

— Jean, Deine Augen glänzen, Deine Wangen beleben sich! Deine Mutter hat mir anempfohlen, Dir jede heftige Gemüthsbewegung zu ersparen . . . Genug von diesem Gegenstande . . . Du hast mir Wort gehalten; . . . Du hast mir viel mit wenig Worten gesagt . . . Ich verstehe jetzt sowohl Deinen Beruf, als Dein vergangenes Leben . . .

— Und Dein Leben, Ferdinand? wie glücklich es sein muß! Von den Eitelkeiten der Welt zurückgekommen, bewohnst Du eine köstliche Einsamkeit mit einer vollendeten Frau, . . . von der man sagt, daß sie reizend sei . . .

— Reizend . . . das ist vielleicht übertrieben, aber sie ist angenehm. Außerdem wirst Du sie sehen.

— Ich hoffe es, und nach alle dem Guten, was meine Mutter und ich von ihr wissen, hat sie meine Theilnahme im Voraus erlangt, ich versichere es Dir.

— Ah so! und Du? hast Du niemals daran gedacht Dich zu verheirathen?

— Bin ich nicht verheirathet!

— Wie?

— Habe ich nicht meine Mutter?

— Immer viel mit wenigen Worten, mein lieber Jean; ich begreife . . . die glücklichste der Ehen würde Dir nicht das innige Glück bieten, das Du bei Deiner Mutter findest.

— Das verwundert Dich?

— Nicht doch; . . . aber Deine Vergötterung für Deine Mutter . . . wird Deinen Geliebten geschadet haben . . . he! Jean?

— Meiner Treue, nein.

— Wahrhaftig?

— Unter uns, Ferdinand, ich habe niemals Verbindungen des Herzens gesucht.

— Du hast Dich mit leichtfertigen Vergnügungen begnügt?

— O! Alles was es Leichtfertiges gibt, mein lieber Ferdinand; eine ernste Liebe verpflichtet, und es liegt nicht in meinem Charakter irgend Jemand zu betrügen ... Ich biete an, was ich bieten kann, man gibt mir, was man will.

— Das ist sonderbar; ... mit der begeisterten, fast heldenmüthigen Seite Deines Charakters, ... hast Du niemals das Bedürfniß einer ernsten Liebe gefühlt?

— Niemals ... denn, wie ich Dir gesagt, für das Herz hatte ich meine Mutter ... Und dann, siehst Du, Ferdinand ... wenn die Freiheit unsere Leidenschaft ist, wie bei mir, ... wenn man sich mit Kopf und Arm, mit Herz und Seele dem Triumphe einer Idee gewidmet hat, ... so hat man weder das Verlangen, noch die Zeit sich mit Liebeshändeln zu beschäftigen.

— Ach! mein armer Jean, Du wirst vielleicht nach dem Sprichworte zurückgewichen sein: »Um besser zu springen? »Sage doch, wenn Du eines Morgens rasend verliebt erwachtest ...

— Geh doch!

— Hm, hm, Du thust sehr enthaltsam.

— O! ho! am Ende mein armer Ferdinand, wenn Du durchaus darauf hältst, daß ich eines Tages verliebt werde, ...

— Ich? ich halte durchaus nicht darauf; ... im Gegentheile.

— Wie! . . . im Gegentheile . . .

— Ja, im Gegentheile . . . denn Gott bewahre mich, mein armer Jean, Dich in ein solches Wespennest gerathen zu sehen . . . Ach! wenn Du die Langeweile, die Verlegenheiten, den Kummer von Dem kenntest, was man eine Verbindung des Herzens, eine ernste Liebe nennt! gar viele Male habe ich das mitgemacht ... Folge mir, beharre daher auch in Deinem Entschlusse . . . Behalte immer Deine herrliche Mutter für Dein Herz . . . und leichtfertige Liebschaften für das Vergnügen.

— So habe ich es immer gemacht . . . und werde es immer so machen, ich bin überzeugt davon, obschon Niemand, wie Du sagst, für die Zukunft bürgen kann.

— O! Du, mit Deinem eisernen Charakter, Deiner politischen Begeisterung und Deiner gerechten Vergötterung für Deine Mutter ... Du kannst wohl für die Zukunft bürgen ... Nun denn! was läßt Dich lächeln? ...

— Soeben sträubte ich mich wie ein Teufel jemals verliebt zu werden; Du bestandest darauf, indem Du mir sagtest, daß man auf Nichts schwören dürfe, und jetzt schwörst Du für mich, daß ich niemals lieben würde . . . Sieh, Ferdinand, Du verjüngst mich mit Deinen Widersprüchen um zehn Jahre . . .

— Das ist indessen wahr, mein armer Jean; ich habe zuweilen solche Rückfälle zur ersten Jugend.

— Uebrigens halte ich Dein letztes Urtheil für sicherer als das erste.

— Nämlich, daß Du niemals verliebt sein wirst?

— Ja . . . denn ich bin . . . in dieser Beziehung erprobt worden.

— Du, Jean?

— Ist Das, was Du ernste Liebe nennst, so viel als ein Wilder, wie ich, darüber sprechen kann, die ernste Liebe, die zugleich durch den Charakter und durch die Schönheit eingeflößt wird?

— Im Allgemeinen.

— Nun denn! ich habe während langer Zeit in vertrautem Umgange mit einer der hübschesten Frauen gelebt, die man sehen kann; sie vereinigte mit ihrer Schönheit einen Charakter, der mir sehr gefiel; ich bin indessen nicht im Mindesten verliebt geworden, und dennoch war Ursache vorhanden es zu sein, Du wirst es gestehen . . . denn Du kennst diese Person.

— Wer war sie denn?

— Die Frau des armen Hyacinth.

— Sie!

— Ja . . .

— Du hast Dich nicht in sie verliebt? Bei Gott! ein großes Wunder?

— Was willst Du damit sagen?

— Gab es nicht etwa einen triftigen Grund, daß Du Dich nicht in sie verliebtest?

— Welchen Grund, Ferdinand?

— Wie? . . . sie war ja die Frau Hyacinth's.

— Nun denn?

— Du sagst: nun denn?

— Was verwundert Dich dabei?

— Du fragst es mich? In dem vertrauten Umgange Hyacinth's, ... in seinem Hause aufgenommen ... Bedenke doch, Jean! in seinem Hause ... Kurz ... in dem Heiligthume seiner Familie.

— Weiter?

— Du hättest gewagt verliebt in seine Frau zu werden?

— Warum nicht?

— Jean ... ich erkenne Dich nicht mehr ...

— Und ich, mein guter Ferdinand, ich begreife Dich mit Deiner erstaunten Miene nicht.

— Habe ich nicht das Recht erstaunt zu sein indem ich Dich höre, Jean, Dich, die Ehre selbst; Dich, die Rechtschaffenheit in Person; Dich, von einer Mutter wie die Deinige, ... einer Frau der alten Zeiten erzogen ...

— Worauf in aller Welt willst Du kommen?

— Nein, ich werde niemals glauben, daß Du im Stande gewesen wärest, die Freundschaft, das Vertrauen Hyacinth's auf eine unwürdige Weise zu verrathen.

— Zu verrathen ... indem ich mich in seine Frau verliebte?

— Wenn das nicht verrathen ist, und auf die schändlichste Weise verrathen? ...

— Ah so! mein guter Ferdinand, verständigen wir

uns, Du sagtest mir soeben, man darf auf Nichts schwören, die Liebe kommt wider unsern Willen, ohne daß man daran denkt? Hast Du mir das gesagt?

— Ja, aber . . .

— Es gibt keine Aber, hast Du mir das gesagt?

— Ohne Zweifel.

— Worin hätte ich dann die Freundschaft Hyacinth's verrathen, wenn ich wider meinen Willen verliebt in seine Frau geworden wäre?

— Wider seinen Willen . . . wider seinen Willen . . . das ist eine Redensart, das ist eine Uebertreibung! Sollte man nicht sagen, daß die Liebe uns wie eine Kanonenkugel trifft.

— Ich weiß es nicht, mein guter Ferdinand; ich verstehe mich nicht darauf: aber Du hast gesagt, und ich habe es bereits sagen hören, die Liebe käme zuweilen plötzlich, unwiderstehlich.

— Ei! ja, in den Romanen! Aber Alles das sind Irrthümer, Trugbilder! . . . Mit Hülfe solcher Vorwände schminkt man die schändlichsten Ausschweifungen. Am Ende kann man, was man will: so hättest Du zum Beispiele, Du, mein wackerer Jean, . . . Du, der Du einen eisernen Willen, eine unglaubliche Charakterstärke hast, Du hättest, ich bin überzeugt davon, verhindern können Dich in die Frau Hyacinth's zu verlieben, wenn Du gefühlt hättest, daß dieses Gefühl sich Deiner bemächtige . . .

— Sehr wahrscheinlicherweise, mein guter Ferdi-

nand, obgleich ich Dir darüber Nichts versichern kann, da ich niemals verliebt in die Frau unseres Freundes gewesen bin. Was willst Du? es gibt Gefühle, denen ich durchaus fremd bin, ich spreche von ihnen wie ein Blinder von der Farbe. Dem ist so mit der ernsten Liebe und ihren nothwendigen Folgen, Treue, Eifersucht u. s. w., u. s. w.

— Du würdest nicht eifersüchtig sein?

— Ich bin es niemals gewesen ...

— In der That, bei Deinen leichtfertigen Liebschaften ist das ganz natürlich ... Aber bei einer Geliebten, auf welche Du gehalten hättest?

— Es scheint mir, daß ich mir gesagt haben würde, von zwei Sachen eine: entweder liebt mich meine Geliebte noch, und ich bin thöricht eifersüchtig zu sein; oder sie liebt mich nicht mehr ... und wozu nützt es dann eifersüchtig zu sein?

— Wozu nützt es! wozu es nützt? ist man etwa Herr darüber?

— Es ist also mit der Eifersucht wie mit der Liebe?

— Hundert Mal schlimmer, denn die Eigenliebe ist im Spiele.

— Die Eigenliebe, über was, Ferdinand?

— Bei Gott! die Wuth sich wegen eines Nebenbuhlers verlassen zu sehen.

— Aber inwiefern würde die Eifersucht verhindern, daß man verlassen ist?

— Das verhindert Nichts; aber die Eifersucht ur-

theilt nicht, sie ist ein blindes, wüthendes, grimmiges Gefühl.

— Den Teufel, ... ich bin sehr zufrieden niemals dieses Gefühl empfinden zu müssen.

— Du würdest es unter gewissen Umständen wie jeder Andere empfinden, Jean! ... wenn Du zum Beispiel verheirathet wärest ...

— Noch eine Frage, über welche wir, wie ich fürchte, mein guter Ferdinand, ... nicht einig sein werden.

— Warum?

— Es ist ausgemacht, daß ich, ebensowenig Kenner in der Ehe, als in der ernsten Liebe, auf das Gerathewohl hin spreche; aber es scheint mir, daß, wenn ich verheirathet wäre, und wenn meine Frau ...

— Und wenn Deine Frau Dich betrogen hätte ... sage an, sprechen wir das Wort aus.

— Nun denn! entweder hätte ich die Untreue meiner Frau durch mein Betragen veranlaßt; ... dann hätte ich Nichts zu sagen.

— Nichts zu sagen! Wie, Nichts zu sagen?

— Laß mich doch fortfahren, Ferdinand; wenn ich im Gegentheile diesen Verrath nicht legitimirt hätte, dann hätte sich meine Frau wie eine Elende betragen, und ich würde nur Verachtung gegen sie fühlen.

— Aber ihr Mitschuldiger, ihr schändlicher Mitschuldiger, der, welcher Dich mit Lächerlichkeit, mit Schande, mit Schimpf überhäuft hätte ... Du würdest

Deine Ehre nicht um jeden Preis in seinem Blute rächen? . . .

— Geh, mein armer Ferdinand, da übertreibst Du wieder . . .

— Ich übertreibe Nichts . . . O! nein!

— Sage an, ich mache aus irgend einem Grunde meine Frau unglücklich; sie nimmt einen Geliebten, sie hat Unrecht, es sei, aber da ihr Unrecht das meinige nicht entschuldigt, so ist, nicht wahr, das Beste, was ich zu thun habe, den Skandal zu vermeiden, der ebenso sehr auf mich, als auf meine Frau zurückfallen würde.

— Aber ihr Mitschuldiger, noch ein Mal . . .

— Ihr Mitschuldiger? . . . Ich würde nicht im Allergeringsten auf diesen armen Menschen darüber böse sein, daß er es wie so viele Andere gemacht hat, wie Du selbst es ohne Zweifel bei gar vielen Veranlassungen gemacht hast, wenn Du unglückliche oder verfolgte Gattinnen zu trösten hattest, denn ich nehme an, daß Du dies ernste Liebschaften nennst?

— Mein lieber Jean, wir sprechen im Allgemeinen; es handelt sich nicht um mich . . . . Nur behaupte ich, daß, wenn Du Dich schändlicherweise von einer Frau betrogen sähest, die Du liebtest, der Du nur Beweise von Zärtlichkeit gegeben hättest . . . Du wüthend sein und Dich auf den Tod mit dem Verführer Deiner Frau, dem Schändlichen schlagen würdest, der Dein Glück zerstört, der Dich entehrt hätte.

— Entehrt! Bei Gott, nein; ich halte mich für

ebenso empfindlich, als irgend Jemand, hinsichtlich des wahren Ehrenpunktes; aber ich würde meine Ehre niemals im Spiele oder nur für angetastet halten, deshalb, weil eine Frau, die ich mit Güte überhäuft, sich gegen mich wie eine Elende betragen hätte.

— Sieh, Jean ... Du bringst mich außer mich mit Deiner Kaltblütigkeit, und ...

Ich konnte nicht fortfahren. Madame Raymond trat ein und sagte lächelnd zu mir:

— Herr Duplessis, ich fürchte, daß eine längere Unterhaltung meinen Sohn ermüden möchte; ich komme ganz einfach um Sie fortzuschicken ...

— Nun denn, — begann Jean wieder, — ich willige darein, meine Mutter, unter der Bedingung, daß Du mich heute Abend ein wenig aufstehen lassen wirst ... Ferdinand muß mich wenigstens seiner Frau vorstellen.

— Wenn Du recht vernünftig, ... recht vernünftig bis heute Abend warst, — erwiederte Madame Raymond lächelnd, — so werden wir vielleicht in Dein Verlangen willigen können ... Was meinen Sie dazu, Herr Duplessis?

— Ich wage nicht, Madame, in dieser Beziehung eine Meinung zu haben ... Es ist leicht zu sehen, daß Jean noch Fieber hat, ... und vielleicht wäre es von ihm nicht vorsichtig heute schon aufzustehen.

— Gut ... jetzt stehst Du meiner Mutter bei, ... undankbarer Freund ...

— Schlagen wir einen Mittelweg ein, — sagte Madame Raymond zu ihrem Sohne; — wenn Dein Fieber sich bis heute Abend beruhigt, so werde ich Dir erlauben nach dem Mittagsessen eine halbe Stunde aufzustehen, damit Herr Duplessis Dich seiner Frau vorstellen kann.

— Wohlan, es sei, — sagte Jean; — ich habe keinen Willen, Ihr seid zu Zweien gegen mich. Nur, wenn ich verdammt bin im Bette zu bleiben, so verlange ich, daß Ferdinand kommt, um mir ein wenig Gesellschaft zu leisten: das ist ein Ersatz, den er mir schuldig ist.

Ich versprach Jean zu thun, was er von mir verlangte, und ich ließ ihn mit seiner Mutter allein.

III. Capitel.

Ich verließ Jean Raymond fast erschreckt über die Leichtfertigkeit, mit welcher dieser beinahe sterbend von der Eifersucht der betrogenen Gatten sprach. Die Zusammenkunft, welche heute Abend stattgefunden, und bei welcher meine Frau Jean zum ersten Male gesehen hat, beunruhigte mich daher außerordentlich, und um so viel als möglich die Gefahr zu beschwören, welche ich fürchtete, begab ich mich in den Nachmittagsstunden zu meiner Frau.

— Nun! meine liebe Albine, — sagte ich lächelnd zu ihr, — sind Sie ein wenig von der Furcht zurückgekommen, welche Ihnen unser schrecklicher Gast, der Marquis von Berteuil, einflößt?

— Seine Grausamkeit scheint mir abscheulich . . . und ich werde ihn niemals ohne zu schaudern sehen oder hören können.

— Ach! liebe Albine, die Politik und der Krieg erzeugen oft traurige Nothwendigkeiten; mancher unter

gewissen Umständen unbeugsame Mann, zeigt sich sehr wohlwollend, sogar sehr gutmüthig in dem gewöhnlichen Verkehre des Lebens ... Der Marquis gehört zu den Männern dieser Art ... Er hat auf diese Weise gleichsam zwei Naturen ... die sich zu widersprechen scheinen ... Und sehen Sie, der Sohn des Marquis ... Jean von Berteuil ...

— Gütiger Gott ... hat er etwa auch wie sein Vater die Leute erschießen lassen?

— Nein, gewiß nicht, liebe Albine ... mein armer Freund ist solcher Handlungen unfähig, ich wollte Ihnen nur sagen, daß Jean in Folge jener wunderlichen Widersprüche, von denen ich soeben sprach, auf der einen Seite der beste Mensch ist ... es indessen eine Seite seines Lebens gibt ... welche ...

— Warum sprechen Sie nicht aus?

— Nun denn! es gibt eine so bedauernswerthe Seite seines Lebens, ... daß ich mich beständig frage, wie ein außerdem so ausgezeichneter Mann sich in diesem Grade herabwürdigen kann ...

— Sich herabwürdigen ... und wie?

— Indem er seine Liebe unter den gemeinsten, ausschweifendsten, unwürdigsten Geschöpfen sucht.

Albine blickte mich sehr überrascht an, und sagte treuherziger Weise zu mir:

— Von welcher Liebe, von welchen Geschöpfen reden Sie?

— Ich freue mich, meine liebe Freundin, daß Sie

mich nicht verstanden haben; ich möchte Ihnen nur sagen, daß Jean, indem er sich auf diese Weise herabwürdigt, beweist, daß er die abscheulichste Meinung von den Frauen hat, daß er sie auf das Höchste verachtet.

— Sie hatten mir gesagt, daß er seine Mutter vergöttere?

— Und ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt; . . . seine Mutter ist dieser Vergötterung in jeder Beziehung würdig.

— Wer sind dann die Frauen, welche er verachtet? Warum verachtet er sie?

— Gott verhüte, daß ich Ihre Unwissenheit über diesen Punkt aufkläre.

— Wie Sie wollen, . . . ich halte nicht darauf; aber nach Ihren Worten, so dunkel sie auch sein mögen, empfinde ich eine Art von Geringschätzung für Ihren Freund.

— Das wäre mir unendlich leid, denn ich wiederhole Ihnen: Jean von Berteuil ist ein Ehrenmann; . . . nur wäre es, statt einer Geringschätzung, die Nichts rechtfertigt . . . gut, daß Sie gegen ihn, obgleich sehr höflich, . . . außerordentlich zurückhaltend wären, wie ich Sie dazu bereits aufgefordert habe, als ich Ihnen andeutete, daß eine zu große Vertraulichkeit unangemessen sei.

— Und ich habe Ihnen gestern geantwortet, daß ich durchaus keine Lust hätte mich mit einem Fremden vertraut zu machen.

— Liebe Albine, verzeihen Sie mir so auf dem Rathe zu bestehen, den ich Ihnen gebe. Ihr Interesse allein leitet mich. Wenn Sie wüßten, mit welcher zärtlichen Sorge ich über Sie, über Ihr Glück wache, so würden Sie sich nicht über meine Anempfehlungen wundern.

— Wenn sie mich auch verwunderten, so würde ich sie doch nichtsdestoweniger befolgen . . .

— Ja, aber indem Sie mir aufrichtig, sehr aufrichtig, nicht wahr? . . . Ihre Eindrücke sagen. Ich halte so sehr auf Ihr Vertrauen!

— Welche Eindrücke? . . .

— Kurz . . . Das, was Sie überrascht, . . . was Sie überlegen, . . . was Sie nachdenken läßt.

— Was soll mich überraschen?

— Nun denn, liebe kleine Spröde, wir leben hier wie Einsiedler, nicht wahr? wie glückliche Einsiedler?

— Weiter?

— Nothwendigerweise wird der Gedanke von nun an im häuslichen Umgange mit Fremden zu leben, Sie geistig beschäftigt haben; was ist das Resultat dieser Betrachtungen gewesen?

— Ei, ich sage es Ihnen, das schien mir sehr langweilig.

— Langweilig? Vielleicht in Bezug auf den Marquis und die Marquise, . . . obgleich diese eine der ausgezeichnetsten Frauen ist; aber, — fügte ich mit sehr ungezwungener Miene lächelnd hinzu, — aber ihr

Sohn, ein junger Mann, ein sehr schöner Mann, beiläufig gesagt, dem seine Genesung ein höchst interessantes, höchst romantisches Aussehen gibt; ich benachrichtige Sie davon, damit Sie bei dem Anblicke des schönen Fremden, nicht zu sehr erstaunt erscheinen mögen.

— Er ist also von ausgezeichneter Schönheit?

— Nein, liebe Freundin, ich scherze; Jean ist ohne Zweifel sehr gut, aber sein Gesicht hat nichts Ausgezeichnetes; einige finden sogar, daß er ein hartes und ein wenig gemeines Aussehen hat. Aber lassen Sie uns ernstlich und offenherzig sprechen, nun denn, hübsche liebe Freundin, gestehen Sie, daß es Ihnen nicht mißfällt, einen jungen und liebenswürdigen Mann zum Gesellschafter unserer Einsamkeit zu haben? he!

— Ich weiß in Wahrheit nicht, warum Sie darauf beharren mir so von ihrem Freunde zu sprechen . . . Ich kenne ihn nicht, er ist mir sehr gleichgültig.

— Liebe Freundin, wir sprechen von unseren Gästen; Nichts ist natürlicher. Ach! ich vergaß Ihnen zu melden, daß Herr Jean von Berteuil heute Abend wahrscheinlicherweise einige Augenblicke bei uns zubringen wird.

— Wie Sie wollen.

— Das ist Ihnen nicht unangenehm?

— Es ist mir gleich.

— Sein Sie offenherzig! gestehen Sie, daß diese Zerstreuung Ihnen angenehm sein wird . . . daß Sie

ziemlich neugierig sind Jean von Berteuil kennen zu lernen?

— Ich versichere und wiederhole Ihnen, daß mir das sehr gleichgültig sein wird; Sie haben Besuch hier, ich muß ihn wohl sehen.

— Zuverlässig. Aber da fällt mir ein, liebe Albine, daß Sie nicht nöthig haben für heute Abend eine übermäßige Toilette zu machen . . . sind Sie nicht auch dieser Meinung?

— Warum sollte ich eine übermäßige Toilette machen?

— Ganz einfach aus Achtung für die Personen, welche wir empfangen, ich würde Ihnen Dank für die Absicht wissen; aber Sie begreifen, Frau von Berteuil ist, wie Sie werden bemerkt haben, immer sehr bescheiden gekleidet: es würde daher Ihrem gewöhnlichen guten Geschmacke angemessen sein, eine sehr einfache Toilette zu machen.

— Ei! mein Gott, ich werde mich wie immer für das Mittagsessen ankleiden . . .

— Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte, meine liebe Freundin, . . . und sehen Sie, Sie haben unter anderen ein gewisses Karmeliterkleid, . . . und wenn Sie mir folgen wollen . . .

— Ach! ja, ein abscheuliches Kleid, das mich wie ein Sack kleidet. Seien Sie unbesorgt, ich werde es nicht anziehen; ich habe es Madame Claude geschenkt.

— Sie haben dieses hübsche Karmeliterkleid verschenkt? Ach! um so schlimmer!

— Hübsch, dieses Kleid? Sie haben mir selbst gesagt, daß es mir abscheulich schlecht stände.

— Dann, . . . irre ich mich, ich verwechsle es; aber welches Ihr Kleid auch sein möge, Sie werden darum nichtsdestoweniger immer reizend sein, meine liebe Albine . . . Wenn ich es Ihnen nicht öfter sage, . . . so geschieht das, um Ihre Bescheidenheit, eine Ihrer liebenswürdigsten Eigenschaften, nicht zu verletzen . . .

. . . .

Mein Verwalter kam, um mit mir über einige dringende Angelegenheiten zu sprechen, eine ziemlich beträchtliche zu bezahlende Summe, was mich beiläufig gesagt sehr in Verlegenheit setzte, und ich verließ meine Frau.

. . . .

Ich erwartete den Abend voll Bangigkeit. Bei dem Mittagessen sagte mir Madame Raymond lächelnd daß sie nicht für Jean bürge, wenn wir ihm nicht nach Tische eine halbe Stunde bewilligten; als dieser Augenblick herbeigekommen, sind wir in den Salon zurückgekehrt.

Die erste Zusammenkunft meiner Frau mit Jean war also folgende; ich will keinen Umstand auslassen; ich werde dabei vielleicht nützliche Erinnerungspunkte für die Zukunft finden.

Der Salon, in welchem wir uns versammelt haben, geht auf den Ehrenhof; er hat zwei Fenster, welche die Schönheit des Abends offen zu lassen erlaubte; zwischen

diesen beiden Fenstern befindet sich ein kleines Kanapee, auf welches sich Albine aus Zufall oder mit Vorbedacht gesetzt hatte. Sie war, obgleich sehr einfach, zum Entzücken gekleidet. Sie trug ein hellgrünes, mit Rosaschleifen besetztes Barègekleid, welches den oberen Theil ihres Marmorbusens und den Anfang ihrer schönen Schultern halb frei ließ. Ihre prachtvollen dunkelblonden, in der Mitte der Stirn gescheitelten Haare umgaben mit ihren langen Locken ihr frisches Gesicht; weite, sehr durchsichtige Gazeärmel ließen ihre hübschen Arme sehen, die weißer als die Gaze waren, welche sie verschleierte ohne sie zu verbergen; ihr Gesicht war ernst, fast schwermüthig. Ich setzte mich ihr gerade gegenüber hinter einen runden Tisch, auf dessen Mitte sich eine große Blumenvase erhob. Ich konnte auf diese Weise Alles beobachten ohne bemerkt zu werden. Sei es nun, daß die natürliche Schüchternheit Albinens durch die Erwartung eines neuen Gesichts vermehrt ward, oder sei es, daß sie eine geheime Gemüthsbewegung empfand, ich bemerkte, daß ihr Busen sich rascher als gewöhnlich hob. Charpentier, welcher neben dem Kanapee stand, richtete einige Worte an meine Frau; sie antwortete ihm mit gezwungener Miene, ohne daß sie es wagte die Augen auf ihn zu richten. Plötzlich ging die Thür des Salons auf, und Madame Raymond trat mit Jean ein, den sie geholt hatte.

Ich war unwillkürlich durch das rührende Bild überrascht, welches, so vereinigt, die Mutter und der Sohn boten.

Madame Raymond, ihrer Gewohnheit gemäß schwarz gekleidet, gab ihrem Sohne ihren Arm, der sich leicht darauf stützte. Da seine Schwäche noch groß war, so ging er langsam; bei jedem Schritte warf seine Mutter, indem sie ihn unterstützte, einen Blick zärtlicher Sorgfalt auf ihn. Sobald sie eintraten, ging Charpentier rasch auf ihn zu, um den andern Arm von dem Sohne der Madame Raymond zu nehmen, und ihn so gleichfalls zu unterstützen.

Jean war sehr bleich, die Schwäche, welche auf die Anfälle des Fiebers folgt, verschleierte den gewöhnlichen Glanz seiner großen schwarzen Augen; seine natürlich gelockten Haare umgaben sein Gesicht und seinen Hals, der ebenso rein als der einer griechischen Statue war, und den die wallende Schleife einer schmalen schwarzen Halsbinde fast blos ließ; ein langer und weiter Schlafrock von dunkler Farbe hüllte ihn gänzlich ein, und deutete die Feinheit seiner Taille durch eine seidene Schnur an; dieses fast schleppende Kleidungsstück schien seine kräftige und hohe Gestalt noch zu vergrößern; es kleidete ihn vortrefflich, man hätte sagen können, er sei eines jener edlen und bleichen Porträts von van Dyk oder von Rembrandt, das seinen Rahmen verlassen habe.

Indem ich Jean entgegenging, verlor ich Albinen nicht aus dem Gesichte. Sie war bei dem Herannahen meines Freundes erröthend und voll Mitleid auf dem Gesichte aufgestanden; sie wagte aber nicht ihm in das

Gesicht zu blicken. Er warf mir mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit einen ausdrucksvollen Blick zu, um mir zu sagen, wie sehr ihm das Aeußere meiner Frau gefiele.

Nach einem Augenblicke des Schweigens wandte sich Albine schüchternerweise an Madame Raymond, indem sie ihr mit der Hand das Kanapee zeigte, auf welchem sie einen Augenblick vorher saß.

— Madame . . . wenn Ihr Herr Sohn sich auf diesen Platz setzte . . . so würde er sich vielleicht bequemer befinden . . .

— Wie gütig Sie sind, Madame, — erwiederte Madame Raymond. — Ich nehme Ihr Anerbieten an, . . . denn man hat meinem Sohne besonders anempfohlen immer halbliegend . . . und niemals in sitzender Stellung zu bleiben. Es hat seines lebhaften Verlangens bedurft, Ihnen für Ihre liebenswürdige Gastfreundschaft zu danken, daß ich es mir erlaubt habe ihn Ihnen in einem solchen Zustande vorzustellen . . . Aber Sie werden Mitleid mit einem armen Kranken haben? nicht wahr . . .

— Gewiß, Madame, — antwortete Albine, indem sie die Augen niederschlug.

— Mein einziger Anspruch auf Ihre Nachsicht, Madame, — sagte Jean, indem er sich immer noch auf seine Mutter und auf Charpentier stützte, — meine einzige Entschuldigung, daß ich so vor Ihnen zu erscheinen wage, ist die Freundschaft, welche Ferdinand

und mich seit der Kindheit vereinigt; er ist für mich fast ein Bruder. Erlauben Sie mir Sie ein wenig als Schwester zu behandeln . . .

— Meine Frau erlaubt es Dir, und ich auch, — sagte ich zu Raymond, indem ich meiner Frau die Verlegenheit zu antworten ersparen wollte.

Indem ich hierauf Jean das Kanapee zeigte, fügte ich hinzu:

— Nun denn, mein Freund, setze Dich dorthin; mache keine Umstände; sind wir hier nicht in der Familie? Bist Du nicht für meine Frau und für mich ein Bruder?

Und von seiner Mutter unterstützt, die nachher an seiner Seite Platz nahm, legte sich Jean halb auf das Kanapee. Charpentier schob einen Sessel für Albinen neben den Sessel der Madame Raymond, so daß ich von meinem Platze aus, auf den ich mich niedersetzte, Jean in das Gesicht und Albinen von der Seite sah. Charpentier setzte sich neben Jean auf die andere Seite des Kanapee's, und folgende Unterhaltung begann zwischen uns fünf.

IV. Capitel.

Ich habe gar viele Romane gelesen, und fast immer werden der Held und die Heldin durch irgend eine Gefahr, aus welcher der junge Fremde die schöne Unbekannte mit Gefahr seines Lebens rettete, mit einander in Verbindung gebracht; indem ich mich der Unterhaltung dieses Abends erinnere, sage ich mir, daß es moralische Ereignisse, daß es einfache Plaudereien gibt, die fähig sind, vielleicht einen ebenso lebhaften Eindruck auf die Einbildungskraft einer Frau zu machen, als die romantischsten Vorfälle.

Möchte ich mich nicht geirrt haben.

Hier ist fast Wort für Wort die Unterhaltung, welche an diesem Abende in Gegenwart meiner Frau stattgefunden hat.

Jean Raymond (zu meiner Frau): — Ich sagte vorhin zu Ferdinand, Madame, wie glücklich er sich hier fühlen müsse. Ohne von dem Glücke zu sprechen, diese Einsamkeit mit Ihnen zu theilen, muß er schon

durch die interessanten Beschäftigungen, die er sich geschaffen hat, vielen Reiz an dem Landleben finden.

Albine: — Herr Duplessis und ich lieben in der That das Landleben sehr, mein Herr.

Madame Raymond. — Und das gereicht Ihnen Beiden zum Lobe. Die Personen, welche nur das falsche und künstliche Leben der Städte zu führen wissen, haben einen Abscheu vor dem Landleben?

Ich: — Und dann, gestehen Sie, Madame, daß die Bevölkerung des Landes hundert Male besser als die ... immer neidische, immer gehässige Bevölkerung der Städte ist ...

Charpentier: — Ganz natürlich, Herr Ferdinand, das kommt daher, weil der Luxus der Städte den Leuten, welchen oft das Brod fehlt, so viele Contraste mit ihrem Elende bietet ...

Jean: — Es ist so natürlich den Ueberfluß zu beneiden, ... wenn man nicht das Nothwendige hat.

Ich: — Aber, mein Lieber, das ist ein sehr schlechtes Gefühl.

Charpentier: — Gestehen Sie wenigstens, Herr Ferdinand, daß ein armer Mann ohne Obdach eine bittere Traurigkeit empfinden muß, wenn er am Abend vor einem ganz von Fest und Licht glänzenden Hotel vorübergeht?

Ich: — Ohne Zweifel; aber Sie müssen gestehen, das ist ein Unglück, gegen das man Nichts vermag.

Madame Raymond: — Aber es gibt so viele

andere schmerzliche Contraste, gegen die man Etwas vermöchte. So, Herr Ferdinand, auf die Gefahr hin, daß ich eine anscheinende Albernheit sage, gestehe ich Ihnen, daß ich mich immer bei dem Gedanken an die vor den Augen der Vorüberkommenden bei den Wechslern ausgestellten Haufen von Gold und Silber empöre; ist der Anblick dieser Reichthümer nicht für den Armen zuweilen eine schreckliche Versuchung . . . und immer ein grausamer Hohn? Wie viele gibt es, die, nachdem sie diese Schätze lange betrachtet haben, davongehen, indem sie über irgend einem Verbrechen brüten oder ihr Schicksal verwünschen!

Ich: — In der That, Madame, . . . Ihre Bemerkung überrascht mich . . . Die Ausstellungen haben ihre Gefahr . . .

Jean, (zu Albinen): — Ach! Madame, nicht wahr, es gibt viele Tantalusse in Paris! Bis zu diesen armen, abgezehrten und ausgehungerten Kindern in Lumpen, welche die bei den berühmten Restaurateuren ausgestellten gastronomischen Schätze mit den Augen verzehren!

Albine: — Das ist wahr; mein Herr . . . die armen Kinder . . .

Ich: — Ich muß Dir erklären, mein armer Jean, daß Du, indem Du von Gastronomie sprichst, auf einem glühenden Boden gehst; . . . o! glühend wie die Oefen Vérys . . . Meine Frau ist sehr lecker . . .

Jean, (zu Albinen, welche mit verdrieß-

licher Miene erröthete): — Wahrhaftig, Madame?

Albine, (die immer verlegener wird: — Das ist ein Scherz des Herrn Duplessis, mein Herr.

Jean, (lächelnd): — O! sträuben Sie sich nicht dagegen, . . . Sie haben vollkommen Recht, Madame. Hat der liebe Gott nicht am Ende die guten Dinge geschaffen um gegessen zu werden, und dann, würde er dieses zarte Werkzeug, das man Geschmackssinn nennt, so gepflegt, ich möchte sogar sagen, so geliebkost haben, wenn das Geschöpf bestimmt wäre nur unschmackhafte und grobe Nahrungsmittel zu essen? Was das Uebelste dabei ist, nicht wahr, Ferdinand, ist, daß es nur eine sehr kleine Anzahl von Personen gibt, welche lecker sein können, während Jedermann sich dieses Vergnügen müßte gewähren können.

Ich: — O! . . . Jedermann . . .

Jean: — Zuverlässig . . . Warum nicht?

Ich: — Das ist ein Widersinn wie so mancher andere . . .

Charpentier: — Hören Sie doch, Herr Duplessis, Jean hat nicht ganz Unrecht. Nehmen wir an, daß, wie zum Beispiel in den vereinigten Staaten Jeder vermöge der Ergiebigkeit und des Reichthums des Landes für sehr geringe Kosten eine gesunde, reichliche Nahrung, gutes Fleisch, vortreffliche See- und Flußfische, Wildpret und Früchte haben könnte, . . . so würde die Leckerei Jedermann möglich werden.

Jean, (lachend): — Und die Dauer des mensch-

lichen Lebens würde dabei gewinnen, man würde das Alter der Patriarchen erreichen.

Ich: — Du scherzest nur! Närrischer Mann.

Jean Raymond: — Ich spreche sehr im Ernst; gelehrte Aerzte haben bewiesen, daß je angenehmer, kräftiger und mannichfaltiger die Nahrung ist, sich unsere Tage in gleichem Grade verlängern. — Zu Albinen, scherzend: — Sie sehen, Madame, daß Sie in aller Sicherheit des Gewissens lecker sein können . . .

Ich: — Mein lieber Jean, wir sind ganz verschiedener Meinung . . . Wie ich glaube, ist es gefährlich bei Leuten Bedürfnisse hervorzubringen, die sie nicht haben, oder ihnen zu lehren, sich nach Genüssen zu sehnen, die sie nicht kennen. So essen unsere Bauern ganz zufrieden ihr schwarzes Roggenbrod und ihren harten Käse, sie trinken Wasser dazu; für sie sind feines Weizenbrod, Fasanenschnitten mit Trüffeln und der Johannisberger der Alkoran; sind sie darum unglücklicher?

Madame Raymond: — Wie, Herr Duplessis, Sie glauben . . . Und hier spreche ich nicht mehr von der Leckerei, ich spreche im Allgemeinen . . . Sie glauben, daß es vernünftig, daß es gerecht . . . daß es menschlich ist, den größten Theil unserer Mitmenschen für immer in der gänzlichsten Unwissenheit der Genüsse zu lassen, welche jetzt noch das Vorrecht einer kleinen Anzahl ausmachen, zum Beispiel der geistigen Genüsse,

die uns, welche die Erziehung vervollkommnet hat, wahres Entzücken gewähren?

Ich: — Gewiß, Madame . . . Denn am Ende kennen zum Beispiel unsere Bauern diese geistigen Genüsse nicht; . . . sie fühlen also nicht das Bedürfniß dazu.

Jean Raymond: — Aber, mein Freund, ist es nicht, da wir aufgeklärter sind, unsere Pflicht dieses Bedürfniß für sie zu fühlen?

Ich: — Wozu? Sie sind glücklich ohne das.

Jean Raymond: — Ferdinand, Du bist empfänglich für die Musik, nicht wahr? Ein schönes Gemälde gefällt Deinem Gesichte, ein gutes Buch gefällt Deinem Geiste.

Ich: — Gewiß . . . worauf willst Du kommen?

Jean Raymond: — Nimm an, daß Du in roher Unwissenheit wie das Kind eines der armen Bauern erzogen wärest, von denen Du umgeben bist, würdest Du die Reize der Musik, der Malerei und der Poesie genießen?

Ich: — Nein . . . Aber da Musik, Malerei und Poesie etwas Unbekanntes für mich wären, so würde ich diesen Mangel an Genuß nicht fühlen; ich würde keine anderen Bedürfnisse als meine materiellen Begierden haben.

Madame Raymond: — Und das ist ein großes Unglück, Herr Ferdinand, ich sollte fast sagen eine Ruchlosigkeit, denn man soll auf eine andere Weise

als durch den Körper und durch die Sinne leben . . . Man soll auch durch die Seele und durch den Verstand leben . . .

(Hier bemerkte ich, daß Albine seit einigen Augenblicken ein zunehmendes Interesse an dieser Unterhaltung fand; zwei oder drei Male sah ich sie erbeben und erröthen, als ob sie gewisse auf ihre persönliche Lage anwendbare Anspielungen gesucht und gefunden hätte.)

Ich: — Offenherzig, mein lieber Jean, ich glaube nicht, daß Du im Ernste sprichst, wenn Du mir zum Beispiel sagst, daß es eine Pflicht für mich sei zu trachten, daß Hans Peter, mein Pflugknecht, empfänglich für die Musik, die Malerei und die Poesie werde.

Jean Raymond: — Und warum nicht?

Ich: — Weil das ganz einfach unmöglich ist . . .

Charpentier: — Unmöglich! nein, Herr Duplessis! ich habe die Feldzüge in Deutschland . . . in der Armee Condé's . . . mitgemacht (fügte Charpentier hinzu, indem er sich seiner Rolle als Marquis in Gegenwart meiner Frau erinnerte), und ich habe hundert Male die deutschen Bauern in ihren Dörfern nach den Feldarbeiten vortreffliche Musik machen und ebenso gut als in der Oper im Chore singen hören.

Madame Raymond: — Sagen Sie an, Herr Ferdinand, finden Sie nicht, daß das für die Landleute eine angenehme und heilsame Zerstreuung nach den mühseligen Arbeiten des Tages ist?

Charpentier: — Ist das nicht besser, als in die Schenke zum Kegeln oder Kartenspiel zu gehen?

Ich: — Das mag sein ... Außerdem haben die Deutschen musikalisches Genie.

Albine, (schüchtern): — Vielleicht weil es von Kindheit an ausgebildet und entwickelt ist ...

Madame Raymond: — Madame Duplessis hat Recht ... Ich habe Kinderschulen gesehen, in denen man das Singen lehrte; sie erlangten eine unglaubliche Richtigkeit und Feinheit des Gehörs.

Ich: — O! Madame, was das betrifft, so bin ich ganz Ihrer Meinung; aber Sie werden hoffentlich der meinigen sein, wenn ich behaupte, daß es sinnlos ist zu wollen, daß Hans Peter empfänglich für die Poesie und die Malerei sei ...

Jean Raymond: — Mein lieber Ferdinand, lassen wir Hans Peter kommen, lesen wir ihm die Eselshaut, den Blaubart oder den kleinen Däumling vor ... Ich wette, daß er ganz Ohr ist ...

Ich: — Mährchen der Mutter Gans! Das ist eine schöne Poesie! Das sind in der That Hans Peter's würdige Klassiker. Man muß dem die hohe Astronomie von Mathias Lansberg und die erhabene Philosophie von Nostradamus hinzufügen.

Jean Raymond: — Ei! was liegt daran, garstiger Spötter! der Keim des geistigen Genusses findet sich darum nichtsdestoweniger bei dem armen

Hans Peter, da er ein Vergnügen an diesen treuherzigen, wenn Du willst, abgeschmackten Mährchen findet. Entwickle diesen Verstand durch eine hinlängliche Erziehung, und eines Tages wird Hans Peter bei der Rückkehr von seinen Arbeiten seine Beschwerden vergessen und seinen Verstand dadurch verbessern, daß er, nicht mehr Mathias Lansberg oder den kleinen Däumling, sondern irgend ein gutes Buch über die Landwirthschaft oder die Erzählung irgend eines Zuges heldenmüthiger Vaterlandsliebe liest. Gehen wir bis ans Ende. Du wirst mir sagen, daß Hans Peter gefühllos für die Malerei ist?

Ich: — Sehen wir die Malerei des Herrn Hans Peter, . . . sie muß ebenso hoch als seine Literatur stehen.

Jean Raymond: — Wetten wir noch, daß Hans Peter in seiner Hütte irgend ein grobes illuminirtes Bild hat.

Ich: — Bei Gott! den ewigen Juden, Genovefa von Brabant, oder Cambronne, wie er den Engländern zuruft: Die Garde stirbt, aber ergibt sich nicht! Das ist das Museum, für welches Hans Peter eine Vorliebe hat! Das ist seine Gallerie . . . Das ist sein Louvre . . . das sind die Titians, die Rubens, die Raphaels, welche die stumpfsinnigen Augen des Herrn Hans Peter begreifen.

Madame Raymond: — Ach! Herr Duplessis,

es kommt daher, weil der arme Hans Peter ebensowenig die Wahl zwischen Raphael und dem groben illuminirten Bilde der Genovefa von Brabant hat, als er keine Wahl zwischen seinem Schwarzbrode und einer auserlesenen Tafel hat.

Jean Raymond: — Ebenso wie er Hunger hat und er seinen Hunger mit Schwarzbrod stillt, ebenso hat Hans Peter den Geschmack, den Instinct für die Malerei, und in Ermangelung von etwas Besserem befriedigt er ihn mit dem ewigen Juden oder der Genovefa von Brabant.

Ich: — So daß wir uns die Laune eines Museums in jeder der vier und vierzig tausend Gemeinden von Frankreich zur größten Erbauung und künstlerischem Jubel der Herren Hans Peter und Compagnie erlauben ... Das ist sehr sehenswerth und besonders wenig kostspielig, wie man sieht.

Jean Raymond, Albinen zulächelnd: — Wie spöttisch dieser böse Ferdinand heute Abend ist, Madame! Ich will indessen ihn zu beschämen trachten, was mir leicht sein wird, denn ich bin überzeugt, daß er im Grunde meiner Meinung ist ... Aber er widmet sich in diesem Augenblicke einer der nützlichsten Pflichten der Gastfreundschaft: er widerspricht. Nun aber unterhält der Widerspruch wundervoll die Plauderei.

Ich: — Durchaus nicht. Ich mache mich sehr (die Gastfreundschaft abgerechnet) über die vier und vierzig tausend Museen der Herrn Hans Peter lustig.

Jean Raymond: — Nun denn! ja, jede Gemeinde würde musikalisch sein, da der Schulmeister die Musik lehren würde; jede Gemeinde würde gute und schöne Bücher lesen, weil jede Gemeinde ihre Bibliothek haben würde . . .

Ich, (lachend): — Aber das Museum . . . das Museum!

Jean Raymond: — Und auch ihr Museum.

Ich, stärker lachend: — Bravo! Jean, bravo! Das ist köstlich . . . ich erwarte die Lösung des Räthsels.

Jean Raymond: — Weißt Du, was ein Museum, so wie ich es verstehe, kostet, das heißt hinreichend genug, um den Geschmack und die Kenntniß des Schönen zu verleihen? Man muß einige zwanzig Gypsabgüsse der Meisterwerke der antiken Bildhauerkunst und ohngefähr zwei hundert schöne Steindrücke nach den besten Gemälden der alten und modernen Schule kaufen; das kostet höchstens vier bis fünf hundert Franken . . . Ich habe ein solches Museum in der Fabrik gesehen, die ... (Aber Jean verbesserte sich, indem er gleichfalls an seine Rolle als Sohn des Marquis dachte.) In der beträchtlichen Fabrik, die einer meiner Freunde leitete; eine wahre kleine Gemeinde, denn es befanden sich tausend oder zwölf hundert Arbeiter darin . . . nun denn, eine große Anzahl dieser wackeren Leute, obwohl ihre künstlerische Erziehung verspätet gewesen war, hatte am Ende ein wahres Vergnügen daran gefunden,

in ihren Ruhestunden diese Meisterwerke zu betrachten, die man ihnen allmälig erklärt hatte.

Ich: — Ich gebe das zu. Hans Peter wird musikalisch sein, Hans Peter wird gern schöne Bücher lesen, Hans Peter wird empfänglich für die Kunst sein. Weißt Du, was sich zutragen wird? Hier ist es. Morgen sage ich zu Hans Peter, die Erde ist feucht, man muß ans Bestellen gehen. — Verzeihung, wird mir Hans Peter antworten, ich habe noch einen Akt der Athalia zu lesen. — Oder auch wohl: Mein Junge, die Zeit der Heuernte ist da, man muß eilen, der Regen droht. — Verzeihung, mein Herr, wird mir Hans Peter antworten, ich habe meine Partie in dem Chore aus Moses zu lernen, den wir heute Abend singen. — Oder auch wohl: Mein Junge, meine Aussaat drängt, geschwind an das Säetuch. — Verzeihung, mein Herr, wird mir Hans Peter antworten, ich wünsche heute Morgen noch ein Mal in unser Museum von la Riballière zu gehen, um einen neuen Blick auf die Venus Callypiège zu werfen, die mich sehr interessirt, und die ich, wie ich glaube, ziemlich verstehe. Geh, mein lieber Jean, alles das sind Possen und Hirngespinnste; meine gute Großmutter hatte Recht: Es gibt auf dieser Welt zwei Klassen von Leuten, wohlerzogene Leute, und die, welche es durchaus nicht sind; glückliche und unglückliche Leute. Sein wir barmherzig gegen diese, wenn wir es können; aber sie durch den Verstand zu unserer

Höhe erheben zu wollen! . . . Nichts würde, wenn das möglich wäre, gefährlicher sein als das: jede Ordnung, jeder Gehorsam würden verschwinden.

Jean Raymond: — Irrthum . . . Du wirst zugeben, nicht wahr, daß Hans Peter jetzt Dein Land pflügt, es besäet und Dein Heu erntet, da er vor Allem arbeiten muß um zu leben?

Ich: — Gehst Du nicht so weit, Hans Peter darum zu verherrlichen?

Jean Raymond: — Keineswegs. Hans Peter thut seine Pflicht: jeder Mensch muß arbeiten um zu leben; aber, nach Deiner Meinung, würde sich Hans Peter für weniger verpflichtet halten zu arbeiten um zu leben, und auf diese Weise ein weniger guter Arbeiter werden, weil er, indem er seinem Pfluge folgt, mit richtiger Stimme irgend ein schönes Volkslied singen würde, statt mit falscher Stimme eine alberne Klage oder einen schlüpfrigen Vers zu plärren? Nach Deiner Meinung würde Hans Peter ein Faullenzer werden, weil er, statt seine Augen an häßlichen illuminirten, in seiner Hütte angenagelten Bildern zu ergötzen, er sie an die Bewunderung schöner Dinge gewöhnt hätte? Nach Deiner Meinung würde Hans Peter endlich ein schlechtes Subject, ein Unverschämter werden, weil er, statt des Sonntags sich in der Schenke abzustumpfen, allein oder mit einigen Freunden unter irgend ein schönes Gebüsch gehen würde, um gute Bücher zu lesen, und weil er des Abends wie die deutschen Bau-

ern im Chor singen würde; mit einem Worte, nach Deiner Meinung wäre Hans Peter Dir furchtbar, weil er seinen Verstand aufgeklärt, sein Herz verbessert hätte? kurz, weil er durch die Seele leben würde, indem er auf diese Weise die Anlagen benutzte, welche Gott in alle seine Geschöpfe gelegt hat?

Ich: — Gewiß, ich würde Furcht, und sehr große Furcht vor dem Hans Peter von dem Augenblicke an haben, wo er sich seines Standes schämen und es sehr sonderbar finden würde, Pflugknecht zu sein, während ich der Herr des Schlosses la Riballière bin.

Jean Raymond: — Glaubst Du zuvörderst, daß, so unwissend, so abgestumpft er auch ist, Hans Peter nicht seine Lumpen mit Deinen Kleidern, seine rauhen Hände mit Deinen weißen Händen, seine elende Hütte nicht mit Deinem Schlosse vergleicht?

Ich: — Mag sein; aber wenigstens sagt er sich: »Dem ist so, wahrscheinlicherweise muß dem so sein! es kann dem nicht anders sein. Ich bin geschaffen um eine Hütte zu bewohnen, ebenso wie Herr Duplessis geschaffen ist, um ein Schloß zu bewohnen« . . . Aber wenn Hans Peter morgen durch die Entwickelung seiner Seele und seines Verstandes Herr Hans Peter wird, so wird er sich sagen: »In der That, warum sollte ich denn nicht ebenso gut als Duplessis Schloßherr sein? Bin ich am Ende nicht ebenso gut als er.«

Jean Raymond: — Mein armer Ferdinand, wir verstehen uns nicht mehr; das Urtheil, welches Du dem

aufgeklärten, das heißt dem besser gewordenen Hans Peter zuschreibst, ist das Urtheil eines Wilden; gerade dadurch, daß der Verstand Hans Peter's sich entwickeln wird, wird er begreifen, daß es unerläßliche Ungleichheiten des Vermögens und des Standes gibt ... Aber, ich gestehe es, er wird sich zu gleicher Zeit sagen, daß, wenn eine geringe Anzahl den Ueberfluß in aller Sicherheit genießen darf, es gerecht ist, daß die größte Anzahl wenigstens durch ihre Arbeit das Nothwendige, das heißt das Brod des Leibes und das des Geistes verdienen kann; Hans Peter über seine Rechte aufklären, heißt also ihn auch über seine Pflichten aufklären; mit einem Worte, mein lieber Ferdinand, wenn man sagt, daß die Entwickelung des Verstandes beim Volke zu fürchten ist, so heißt das sagen, daß man das Volk einer ewigen und herabwürdigenden Unwissenheit widmen müsse ... (Sich aufregend) heißt behaupten, daß man die Seele tödten müßte, um den Körper besser zu unterjochen; heißt behaupten, daß es geschickt sei arme Geschöpfe in der Unkenntniß ihrer selbst vegetiren zu lassen, um nicht nöthig zu haben mit ihren Rechten abzurechnen! Heißt endlich, wie, ich weiß nicht welcher, abscheuliche Staatsmann behaupten, daß man, um die Menschen zu beherrschen, sie herabwürdigen, sie durch grobe Genüsse des materiellen Wohlseins entnerven müsse ... Nein, nein, Ferdinand, ich kenne Dein gutes und rechtschaffenes Herz, und ich sage Dir, daß Du denkst wie ich. Ja, Gott hat unsere Seele mit In=

stincten, mit Bedürfnissen, mit Wünschen begabt, die noch bei weitem gebieterischer als die des Körpers sind, und diese Sehnsucht nach dem Göttlichen zu verkennen oder zu ersticken ist ein Verbrechen! (Voll Heftigkeit) Ja, ein abscheuliches ... ein schändliches Verbrechen!

Jean hatte sich allmälig aufgeregt, seine Stimme bebte zugleich durchdringend und klangvoll, sein Blick leuchtete, seine bleichen Wangen hatten sich hochroth gefärbt. Albine ließ ihn seit einigen Augenblicken nicht mehr aus den Augen, und schien an seinen Lippen zu hängen.

Indem ich eine Unterhaltung kurz abbrechen wollte, die mich aus so vielen Gründen mit Besorgniß erfüllte, näherte ich mich in dem Augenblicke, wo Jean zu sprechen aufhörte, rasch Madame Raymond, und indem ich mich an sie wandte, sagte ich zu ihr:

— Mein Gott, Madame, sehen Sie doch, wie Jean sich aufregt; ... die fieberhafte Röthe seiner Wangen ... Ach wir sind sehr unvorsichtig gewesen, ihm zu erlauben heute hinunter zu gehen.

Ich glaubte nicht ein Prophet zu sein. Plötzlich schien Jean, welcher im Sprechen sich auf das Kanapee gesetzt hatte, statt auf ihm liegen zu bleiben, von einer gewaltsamen Beklemmung ergriffen zu werden; er warf sich zurück, erbleichte sehr, erstickte ein schmerzhaftes Stöhnen, indem er sein Taschentuch vor seine Lippen

hielt, und fast im selben Augenblicke war dieses Taschentuch mit Blut gefärbt.

— Mein Sohn! — rief Madame Raymond aus, indem sie auf Jean zustürzte, der die Augen schloß und alle Besinnung verlor.

Ich beobachtete aufmerksam meine Frau, während Madame Raymond und Charpentier sich um Raymond herum bemühten; Albine faltete mit feuchten Augen die Hände und rief aus:

— Mein Gott! mein Gott! habe Erbarmen mit ihm!

Nun näherte ich mich ihr und sprach fast barsch zu ihr:

— Hier ist Ihr Platz nicht. Der Anblick thut weh. Ich bitte, entfernen Sie sich. Ich will helfen Jean in sein Zimmer zu bringen.

Das that ich, und ich verließ Jean bald, weniger leidend und ruhiger in den Händen seiner Mutter und Charpentier's.

V. Capitel.

Albine an Hermance.

Hermance, seit meiner Verheirathung, das heißt seitdem ich hier bin, hatte ich in einem schweren Schlafe gelegen, der nur hier und da von einigen schmerzlichen Träumen untermischt war.

Seit einiger Zeit bin ich erwacht: ich habe mich so wiedergefunden, wie ich ehedem war; ich habe das Bewußtsein der Vergangenheit, der Gegenwart . . . ich möchte fast sagen der Zukunft gehabt . . . und ich bin besorgt.

Höre mich wohl an.

In meinem letzten Briefe habe ich Dir die Art von Erstarrung erzählt, in der ich zu leben mich entschlossen, oder vielmehr ergeben hatte; materieller Weise glücklich, indem ich mich bemühte nicht zu denken, nicht zu überlegen, außerdem durch die Gegenwart meines Gatten erstarrt und gelähmt, den ich immer gefürchtet habe,

und der mir weder Vertrauen, noch Sympathie einflößt. Mit meiner natürlichen Schüchternheit und meiner Gewohnheit mich bei dem geringsten Zurückstoßen in mich selbst zurückzuziehen, habe ich Herrn Duplessis dumm scheinen müssen . . . Nichtsdestoweniger war ich zu einem solchen Grade von Gefühllosigkeit gelangt, daß ich mein Schicksal ohne Murren annahm. Wichtige Ereignisse sind dazu gekommen: Alles hat sich geändert.

Wie ich Dir gesagt habe, sahen wir gewöhnlich Niemand, diese Absonderung mißfiel mir nicht; vor einiger Zeit hat Herr Duplessis drei seiner Freunde empfangen, von denen er mir gesagt hat (bemerke wohl das: von denen er mir gesagt hat), daß sie der Herr Marquis und die Frau Marquise von Verteuil und ihr Sohn wären; sie sollten hier einige Zeit zubringen, das schien mir anfangs unerträglich, der Herr Marquis schien mir ein kalter, grausamer Mann, die Frau Marquise eine Frau von vielem Verstand, aber hochmüthig und spöttisch zu sein; was ihren Sohn betrifft, so werde ich später von ihm sprechen.

Du wirst begreifen, liebe Hermance, daß schon für gewöhnlich bei Herrn Duplessis dumm, die Ankunft dieser Fremden mich noch dümmer machen mußte. Die Marquise war indessen nicht übel gesinnt gegen mich, weit davon entfernt; aber da ich sie für stolz und spöttisch hielt, so hielt ich mich so viel als möglich entfernt. Ich bemerkte indessen, daß sie mich mit einer

Art von trauriger Neugierde, jetzt kann ich sagen schmerzlich getäuschter Hoffnung anblickte. Ich werde Dir dieses Geheimniß sogleich erklären.

Vor einigen Tagen ging ich tiefsinnig in einem abgelegenen Winkel des Parkes spaziren, denn ich träume viel, seitdem ich erwacht bin. An der Wendung einer Allee sah ich die Marquise, sie kam auf mich zu und sagte zu mir:

— Ich war soeben in Ihr Zimmer gegangen, meine liebe Madame Duplessis, um Sie zu bitten mir einige Augenblicke der Unterhaltung zu bewilligen; ich freue mich daher sehr Sie hier anzutreffen. Wollen Sie, daß wir plaudern, indem wir spazieren gehen?

— Ja, Madame, — sagte ich, ziemlich überrascht und neugierig zu erfahren, über was die Marquise mit mir zu sprechen habe.

— Ich bitte Sie zuvörderst, meine liebe Madame Duplessis, — begann sie liebreicherweise wieder, — nur der lebhaften Theilnahme, welche Sie mir einflößen, das vielleicht Sonderbare zuzuschreiben, was in Dem liegen mag, was ich Ihnen sagen werde ... Und dann, — fügte sie mit ihrer sanften und eindringenden Stimme hinzu, — könnte ich Ihre Mutter sein; ... erlauben Sie mir daher ganz vertraut mit Ihnen zu sprechen ...

— Sprechen Sie, Madame, — sagte ich zu ihr, durch ihren Ausdruck von Güte gerührt, und indem ich mich bereits ungezwungener mit ihr fühlte, denn, wie

Du weißt, bin ich ganz hingebend oder ganz zurückhaltend.

— Und Sie werden mir ganz aufrichtig antworten?

— Ich habe die Gewohnheit zu schweigen, Madame . . . oder die Wahrheit zu sagen . . .

— Ja, ich weiß, daß Sie ein edles Herz haben; ich kenne Sie besser und mehr als Sie meinen.

— Sie, Madame? . . .

— Gewiß, hören Sie, warum ich so viele Theilnahme für Sie habe . . .

— Ich habe Sie indessen seit Ihrem Aufenthalte hier sehr wenig gesehen, Frau Marquise.

— Die Kenntniß, welche ich von Ihren Verdiensten habe, hat ihren Ursprung daher auch nicht von hier; hören Sie, warum ich so überrascht, ich dürfte sagen, so bekümmert bin . . . Sie sich selbst so wenig ähnlich zu sehen.

— Ich verstehe nicht ... was Sie mir sagen wollen, Frau Marquise . . .

— Sehen Sie, mein liebes Kind . . . Nun denn! ja, ich habe gesagt mein liebes Kind . . . was thut Ihnen das — fügte sie mit so vielem Liebreiz hinzu, daß ich mich ganz gerührt fühlte. — Sagen Sie mir, Sie sind innig mit Mademoiselle Hermance von Villiers befreundet, nicht wahr?

— Ja, Madame, sie ist meine Cousine, meine einzige, meine beste Freundin.

— Sie haben bei ihrer Mutter oft Frau von Amberville gesehen?

— Ja, Madame, . . . sehr oft.

— Haben Sie Frau von Amberville zuweilen von einer ihrer Freundinnen . . . Namens Madame Raymond sprechen hören?

— O! viel, Madame . . . Frau von Amberville sagte Hermancen und mir so viel Gutes über diese Dame, sie schilderte uns sie als eine den Anderen so überlegene Frau, und erzählte uns von ihr so schöne Züge, daß Hermance und ich, wenn wir unter uns eine Frau von seltenem Verdienste bezeichnen wollten, uns sagten: Es ist eine Madame Raymond . . . oder auch wohl: Was willst Du! . . . nicht Jedermann kann eine Madame Raymond sein.

— Diese Erwiederung setzt mich sehr in Verlegenheit, — sagte die Marquise lächelnd, — und ich weiß jetzt gar nicht mehr, wie ich mich da herausziehen soll . . .

— Was sagen Sie, Frau Marquise?

— Zuvörderst, mein liebes Kind, müssen Sie mich nicht mehr Frau Marquise nennen, es fällt mir zu schwer Sie zu täuschen; da ich Vertrauen von Ihnen verlange, muß ich Ihnen da nicht das meinige bezeigen? Mit einem Worte, ich bin weder Marquise, noch Frau von Berteuil.

— Mein Gott, Madame, ich bitte, erklären Sie sich.

— Sie haben so viel Gutes . . . von Madame

Raymond gesagt, daß ich nicht mehr weiß wie ich Ihnen gestehen soll, daß Madame Raymond . . .

— Sprechen Sie aus, Madame!

— Ich Madame Raymond bin.

Du wirst mein Erstaunen bei diesen Worten begreifen, Hermance; ich hätte sie an der Schönheit erkennen sollen, welche sie trotz ihres Alters bewahrt hat. Denn es gibt keine zwei Frauen auf der Welt, die noch so jung scheinen können, wenn sie einen Sohn von dem Alter meines Gatten haben. Stelle Dir vor, daß ihre Haare wundervoll sind, ihre Zähne ebenso schön als die Deinigen, ihre Haut ebenso frisch, ebenso glatt als die Deinige, und was ihren Wuchs betrifft, obgleich sie die schönsten Schultern von der Welt hat, so hätte ich ihre Kleider nicht anziehen können, als ich schlank war. (Und, unter uns gesagt, ich fange an es wieder zu werden.)

Als mein erstes Erstaunen vorüber war, begann ich wieder:

— Sie, Madame? Sie, Madame Raymond? Aber Frau von Ambreville sagte uns, daß Sie Wittwe wären.

— Herr von Berteuil ist nicht mein Gatte; er heißt nicht Berteuil. Er ist ein treuer Freund, der beste, der rechtschaffenste der Männer, der das Leben meines Bruders gerettet hat, und der väterliche Sorge für meinen Sohn getragen hat, während ich im Gefängniß war . . . Hören Sie jetzt mit wenig Worten, liebes Kind, warum ich einen falchen Namen, einen falschen

Titel und einen falschen Gatten angenommen habe ... Mein Sohn, ich und mein vorgeblicher Gatte wurden gezwungen zu fliehen und uns zu verbergen ... Jener Verschwörer, den man verfolgt und dessen Signalement Ihr Präfect neulich mitbrachte, ... ist mein Sohn.

— Großer Gott! Madame.

— Und der Großmuth Ihres Gatten verdanken wir diese Gastfreundschaft, welche uns rettet, ... eine um so größere Großmuth, als Herr Duplessis in der Politik von entgegengesetzter Meinung als mein Sohn ist: das heißt Ihnen sagen, welche unveränderliche Dankbarkeit wir Herrn Duplessis gewidmet haben.

— Ach! Madame, ich schaudere noch bei dieser Erinnerung ... Ihr Sohn ... Mein Gott! welchen Muth haben Sie an jenem Morgen nöthig gehabt, um so gleichgültig, sogar so lustig zu scheinen ... Und jetzt begreife ich Alles, diese Grausamkeiten, diese Ausrottungen, von denen Ihr vorgeblicher Gatte sprach; Alles war nur ein Mittel, um den Argwohn des Präfecten abzulenken.

— Ja, mein liebes Kind, das ist unser Geheimniß.

Denke Dir, Hermance, meine Ueberraschung, meine Freude, endlich diese Madame Raymond, die wir so sehr bewunderten, zu sehen und bei mir zu haben. Von diesem Augenblicke an verschwand meine Schüchternheit, und machte einer zärtlichen Ehrerbietung Platz; denn niemals imponirt mir und verwirrt mich die

wahre Ueberlegenheit: ich kenne sie als nachsichtig, sie flößt mir daher auch Vertrauen ein.

— Ich bedaure sehr, Madame, — sagte ich zu Madame Raymond, — daß Herr Duplessis mißtrauisch gegen mich gewesen ist, und mir verhehlt hat, wer Sie waren ... Welche glücklichen, für mich seitdem Sie hier sind verlorenen Tage.

— So liebenswürdig in Rücksicht für mich der Vorwurf auch sein mag, den Sie an Ihren Gatten richten, mein liebes Kind, so erkläre ich Ihnen dennoch, — fügte Madame Raymond hinzu, indem sie voll Güte lächelte, — daß ich die Partei des Herrn Duplessis gegen Sie nehmen werde ...

— Wahrhaftig, Madame?

— Gerade in Bezug auf Ihren Gatten komme ich Sie zu schelten.

— Mich zu schelten?

— O! sehr stark, und fast Herrn Duplessis zu rechtfertigen, Sie nicht in unser Vertrauen gezogen zu haben.

— Am Ende haben Sie Recht, Madame; ich habe nicht das Recht mich zu beklagen: mein Gatte hat eine so traurige Meinung von mir.

— Und wer ist daran Schuld? Armes Kind, sind Sie es nicht? Frau von Ambreville, mit der ich von Ihnen gesprochen habe, und die Sie oft bei Mademoiselle Hermance angetroffen hat, ist seit langer Zeit meine Freundin. Sie ist eine Frau von großem Verstande,

von ausgezeichnetem Urtheile. Ich habe ihr daher auch geglaubt und habe ihr glauben müssen, als sie mir Sie als eine junge, außerordentlich ausgezeichnete Person schilderte, deren Verstand dem Herzen gleich wäre.

— Madame . . .

— O! spielen Sie nicht die Bescheidene, liebes Kind; es sind gerade Ihre Vorzüge, welche ich gegen Sie anrufen will.

— Und warum das, Madame?

— Weil Sie durch eine unbegreifliche Wunderlichkeit, die mir ebenso viel Ueberraschung, als Kummer verursacht hat, sich absichtlich zu bemühen scheinen, Ihrem Gatten alles Das zu verbergen, was Sie werth sind; entweder schweigen Sie still, oder Sie antworten kaum einsylbig; Sie scheinen erstarrt, schwerfällig, gleichgültig für Alles und über Alle. Was soll ich Ihnen sagen, Ihr Gesicht ist in diesem Augenblicke, wo Sie mit mir sprechen, beweglich, beseelt, ausdrucksvoll, mit einem Worte nicht zu kennen, wenn ich es mit der sorglosen und finstern Miene vergleiche, die ich bis jetzt an Ihnen gesehen habe.

— Ihre Theilnahme für mich, Madame, ist so aufrichtig, daß ich Ihnen die ganze Wahrheit schuldig bin . . .

— Wohlan! ja, mein Gatte hält mich für dumm, und ich fühle nicht die geringste Lust ihn zu enttäuschen. Von dem ersten Tage an, wo ich ihn gesehen habe . . . hat er mir imponirt . . . mich fast erstarrt . . . Mit einem

Worte, ich habe mich in seiner Gegenwart dumm gefühlt; ... ich bin dumm geblieben, ... und ich werde in seinen Augen ohne Zweifel immer dumm bleiben; ... ich finde Nichts, was ich ihm sagen sollte, das geht über meine Kräfte.

— Aber Herr Duplessis ist liebenswürdig, er spricht vortrefflich, sein Herz ist gut, sein Aeußeres ist angenehm, er zeigt sich voll Rücksichten gegen Sie.

— Ich habe mich ebensowenig über Herrn Duplessis zu beklagen, Madame, als ich glaube, daß er sich über mich zu beklagen hat; er führt ein Leben, wie es ihm gefällt, ich füge mich in Alles, ich widerspreche ihm niemals, ich beaufsichtige nach besten Kräften sein Haus, ich pflege seine Gesundheit, ich begleite ihn auf seinen landwirthschaftlichen Gängen, am Abend mache ich mit ihm eine Partie Billard; er hat seit dem Tage nach meiner Verheirathung eingewilligt, niemals mein Zimmer zu betreten; ... er verweigert mir Nichts von Dem, was mein Wohlsein vermehren kann, er kommt im Gegentheile darin meinen Wünschen entgegen; ich gestehe es Ihnen daher auch, Madame, vorausgesetzt, daß ich alle meine Bequemlichkeiten, einen guten Sessel, ein delikates Mittagsessen habe, und ich mich frühzeitig zu Bette lege, denn meine beste Zeit ist noch die, wo ich schlafe, so verfließt die Zeit... Das ist, wenn Sie wollen, nicht das Glück, das heißt ein wenig wie jener arme Hans Peter leben, dessen Partei Sie neulich Abends so großmüthig ergriffen, Madame; aber dem

ist so, in Ermangelung des Glückes begnüge ich mich mit etwas Ruhigem, Negativem wie der Schlaf.

In dem Maße als ich sprach, sah ich einen schmerzlichen Eindruck sich auf dem Gesichte der Madame Raymond schildern. Dieser fing mit dem Ausdrucke einer rührenden Theilnahme an, welche allmälig einem so schmerzlichen Mitleiden Platz machte, daß ich die Augen der Madame Raymond sich mit Thränen füllen sah.

Nach einem Augenblicke des Schweigens schien sie ihre Gemüthsbewegung zu bereuen und sie beherrschen zu wollen, und sie sagte zu mir:

— Mein Kind, Sie gehen täglich in den Gottesdienst?

— Ja, Madame.

— Für wen beten Sie? was verlangen Sie von Gott?

— Ich lese meine Messe, wie sie in dem Buche steht ... das ist Alles.

— Und auf Ihren Spaziergängen, ... wenn Sie durch Ihre Meiereien gehen, ... müssen Sie oft das Bild gar vielen Elendes vor Augen haben, denn die Gegend scheint arm.

— O! ja es gibt hier oft gräßliches Elend!

— Das beklemmt, das bricht Ihnen das Herz, ich zweifle nicht daran.

— Der Anblick des Elendes ist mir schmerzlich, ... aber weniger als er mir es ehedem war. Das verletzt mir jetzt mehr die Augen, als das Herz; ... ich be-

mühe mich daher auch dieses traurige Bild aus meinen Gedanken zu verscheuchen ... es drückt mich wie ein Gewissensbiß; ... denn ich weiß, was ich thun müßte ... Wie ich Ihnen gesagt habe, Madame, ich habe zu Nichts mehr Muth.

— Sie sind eine große Freundin von Blumen, ich sehe deren überall in Ihrer Wohnung.

— Ja ... ich liebe sie sehr.

— Aber nur wegen ihres Wohlgeruchs, wegen ihrer Farbe?

— Ohne Zweifel, Madame; kann man sie noch aus anderen Gründen lieben?

— Wir werden darauf zurückkommen ... Aber, sagen Sie mir, mein Kind, Sie haben hier eine schöne Bibliothek, Herr Duplessis hat sie mir gezeigt?

— Ich betrete sie niemals; ... das Lesen läßt denken; ... und, wie ich Ihnen gesagt habe, Madame, ich ziehe es vor nicht zu denken ...

— Herr Duplessis beschäftigt sich viel mit der Landwirthschaft?

— Das ist seine Lieblingsneigung.

— Sie theilen sie nicht?

— Sie interessirt mich durchaus nicht.

— Armes liebes Kind, — sagte Madame Raymond zu mir, indem sie mit dem Ausdruck zärtlichen Mitleidens den Kopf schüttelte, — so arm .. in Mitte so vieler Schätze!

— Welcher Schätze, Madame?

— Welcher Schätze! — rief Madame Raymond in dem Tone sanften Vorwurfes; — Gott anzubeten, nicht in einem Buche, sondern in der Natur; Die, welche leiden, zu lieben und ihnen beizustehen; die Geheimnisse zu erforschen, welche die Blumen entstehen und leben lassen; alle die Dichter, alle die Denker der Welt unter der Hand zu haben, nur nöthig zu haben ihnen zu sagen: Kommt, und sagt mir eure schönsten Verse, eure edlen Gedanken; . . . dann von diesem Entzücken des Geistes in der einsichtsvollen Bewunderung der Fruchtbarkeit der nährenden Erde auszuruhen, welche dem Menschen an Reichthum Das zurückgibt, was er an Arbeit auf sie verwendet; . . . das sind die von Ihnen, armes Kind, vernachlässigten Schätze, und bei Ihnen schlummern sie, durch das Wohlsein und durch die Langeweile erstarrt!

— Ach! Madame, wenn ich morgen Ihren Rath befolge, so wird das Leben, das mir gleichgültig ist, mir verhaßt werden.

— Was sagen Sie?

— Wohlan! angenommen, Madame, ich befolgte Ihren Rath. Statt mechanisch meine Messe zu lesen, erhöbe ich meine Seele zu einem Gott voll Liebe und Barmherzigkeit; — statt meine Augen von dem Elende abzuwenden, näherte ich mich den Unglücklichen, ich trocknete ihre Thränen, ich tröstete sie, ich unterstützte sie, ich liebte sie; ich vegetirte nicht mehr in der Gleichgültigkeit und in dem Müßiggange, ich erforschte

mit entzückten Augen die Wunder der Blüthenzeit der Blumen, ich gäbe meinen Geist den Entzückungen der Meisterwerke des Gedankens hin, ich bewunderte die Wunder der Schöpfung ... Kurz, ich fände die ganze Fülle meines Lebens wieder, denn ich lebte dann, wenn man so sagen darf, durch alle Poren: ich empfände unendliches Aufstreben zu Gott; zur Barmherzigkeit, Wissenschaft, Poesie, unendliche Anschauungen, ... mein Herz strömte über, mein Verstand begeisterte sich, ich riefe aus: O Erhabenheit Gottes! ... unaussprechliche Süßigkeit der Barmherzigkeit, Schätze des Gedankens, Wunder der Schöpfung, wie rein und geheiligt sind eure Freuden! Ja, ja, ich dächte das! ich sagte es mit bebendem, von Zärtlichkeit erfülltem Herzen, die Augen in Thränen der Begeisterung gebadet. Aber ach! meine Stimme würde verhallen ... Niemand würde mir antworten. Ich blickte um mich ... allein, immer allein... Ach! Madame, glauben Sie mir ... und bedauern Sie mich. Ich bin ohne Zweifel ein wunderliches, unvernünftiges Geschöpf; aber sobald meine Denkkraft arbeitet, sobald ich überlege und vergleiche, so fühle ich zu schmerzlich die Absonderung, zu der ich für immer verdammt bin ... Nein, nein, besser zu schweigen, als allein zu sprechen; ... besser zu schlafen als zu wachen, um zu wünschen, zu bedauern und zu leiden ...

— Zu bedauern, zu wünschen, zu leiden? — rief Madame Raymond, indem sie mich bei der Hand ergriff, welche sie zärtlich drückte; — was sprechen Sie

mir von Leiden . . . Wenn Sie das Gute thun! wenn Ihr Gewissen stolz ist! wenn Ihr Name gesegnet wird! wenn Ihr Verstand mit jedem Tage wächst! Was sprechen Sie mir von Absonderung, armes Kind? Wie! abgesondert in Mitte dieser Unglücklichen, welche Ihre Hände küssen werden, und deren Vorsehung Sie sein werden! abgesondert in Mitte dieser Blumen, welche Ihnen ihre Geheimnisse sagen werden! abgesondert in Mitte dieser Bücher, der unsterblichen Stimmen aller großen Geister der Welt! abgesondert in Mitte der Wälder, der Wiesen, der Felder, wundervolle, immer neue, immer belebte Bilder! abgesondert, wenn Sie jeden Augenblick des Tages in Verbindung mit Gott stehen, indem Sie Ihre Seele zu ihm erheben! gereinigt, geheiligt durch das Gefühl des Guten, des Rechten und des Schönen! . . . Nein, nein, mein Kind, alles das ist Schwäche, Uebertreibung!

— Es ist Schwäche, ich gestehe es, Madame, — sagte ich zu Madame Raymond, verwirrt durch den ernsten, fast strengen Ausdruck ihres Gesichts, — aber nicht Uebertreibung . . . Sie haben die Wahrheit von mir verlangt, ich sage sie Ihnen . . .

— Liebes Kind, — begann Madame Raymond mit gerührter Miene wieder, und indem sie ohne Zweifel die Heftigkeit ihrer Worte bedauerte, — verzeihen Sie mir, wenn ich Sie verletzt habe . . . Gott weiß, daß es nicht meine Absicht war . . .

— O! ich glaube es, Madame . . .

— Mein Zweck, indem ich so zu Ihnen spreche, ist, mich zu bemühen, Sie wieder an sich selbst, an Ihre natürliche Erhabenheit zu erinnern, und Ihnen auf diese Weise meinen Aufenthalt bei Ihnen nützlich zu machen; ... denn, ... wer weiß, ... morgen werden wir vielleicht genöthigt sein diese Zufluchtsstätte zu verlassen.

— Ich bitte, Madame, denken Sie daran nicht ...

— Ich will Sie nicht erschrecken, liebes Kind; ... ich will Ihnen nur meine Beharrlichkeit begreiflich machen, Sie von einer schlechten, verhängnißvollen Bahn ohne Ausgang abzubringen ...

— Ja, ohne Ausgang, ... und Das ist es, was mich niederbeugt ...

— Und Das ist es, was Ihren Muth wieder aufrichten sollte. Sehen Sie, mein Kind, ich sehe es; wie so viele junge Mädchen sind Sie verheirathet ... weil man sie verheirathet hat; ... obgleich Ihr Gatte hinlänglich gut begabt zu sein scheint, um etwas Besseres als Gleichgültigkeit einzuflößen. Aber, am Ende, ich nehme an, daß eine lange Erfahrung der Welt, daß der Ernst seines Verstandes, daß ohne Zweifel andere Gründe, die ich nicht kenne, Ihnen bis jetzt imponirt, Sie erkaltet haben; ich nehme ferner an, daß zwischen seinen Neigungen und den Ihrigen, zwischen Ihrem Charakter und dem seinigen, wo nicht natürliche Abneigung, doch wenigstens wenig Verwandtschaft besteht; ich nehme endlich an, daß Sie einen traurigen Schlaf

dem Kummer vorziehen würden; aber wozu wird diese tadelnswerthe Gleichgültigkeit Sie führen?

— Ich weiß es nicht.

— Welche dem Herzen süße und angenehme Erinnerungen können Sie an dem Ende jeden Tages beschwören?

— Keine ... Ich habe Eile einzuschlafen.

— Und Sie nennen das Leben?

— Ach! nein.

— Wissen Sie, wozu Sie dieses fortwährende Vegetiren führen wird? Entweder zu dem Blödsinne, oder zur Verzweiflung.

— Ich glaube es, Madame.

— Glauben Sie mir, früh oder spät wird ein Erwachen, vielleicht ein unglückseliges Erwachen aus Ihrem Schlafe stattfinden. Bedenken Sie doch, Sie sind noch nicht neunzehn Jahre alt. Nein, nein, der moralische Selbstmord ist ein Verbrechen. Sie müssen also leben, ja in thätiger, kräftiger Weise durch das Gute leben. Haben Sie, in Ihrer günstigen Lage, das Recht Ihre Vorzüge in einer nutzlosen Trägheit zu vergraben? Nein, Gott hat Sie Ihnen zum Glück Anderer und zu Ihrem eignen Glück verliehen. Nun denn, mein Kind, Muth; erwachen Sie, Muth! ... an die Pflicht! an die Pflicht! In ihrer Erfüllung werden Sie neue Kräfte, erhabene und reine Genüsse finden ... Muth! mit der Zufriedenheit mit sich selbst kommt immer die Nachsicht ... Das, was Sie heute mit Recht oder

mit Unrecht an Ihrem Gatten verletzt, . . . wird Ihre Verzeihung erhalten. Mehr als das, . . . indem Sie sich auf diese Weise umgestalten, werden Sie Ihrem Gatten eine so hohe Achtung, eine so zärtliche Bewunderung einflößen, daß Sie ihn so, wie Sie ihn vielleicht geträumt haben, zu Ihren Füßen sehen werden, und Ihre Seele wird nicht mehr allein sein! . . .

— O! ich danke Ihnen, Madame, — rief ich durch die feurigen Worte der Madame Raymond wieder belebt und aufgerichtet aus. — Ja, ich werde Ihren Rath befolgen . . . Ja, Sie sagen die Wahrheit . . . Sie geben mich mir selbst zurück. Seit langer Zeit war ich unthätig, erstarrt, als ob mein Blut in meinen Adern stehen geblieben wäre, . . . und bei Ihrer Stimme scheint es mir, als ob die Wärme wieder in mein Herz zurückgekehrt sei . . . Ach! Sie sind mein rettender Engel.

Und ich konnte mich nicht enthalten voll Bitterkeit auszurufen:

— Warum habe ich nicht eine Mutter wie Sie? Gar vieler Kummer wäre mir erspart worden . . . Meine Mutter ist indessen gut und zärtlich; aber ach! sie versteht Nichts von meinem Herzen, und das ist ohne Zweifel meine Schuld.

— Ja, das muß Ihre Schuld sein, liebes Kind; Ihre Mutter wird sich vielleicht in ihrer Art und Weise Sie zu lieben geirrt haben. Es gibt so viele Arten seine Tochter zu lieben; nun denn! in ihrer Abwesenheit will ich sie bei Ihnen ersetzen.

— O! wie gütig Sie sind . . .

— Sie werden mir gehorchen?

— Blindlings! . . . Nein . . . mit Wonne, mit Dankbarkeit.

— Nun denn, morgen früh, zu der Stunde, wo Sie in die Messe gehen, holen Sie mich ab; wir werden auf diese Weise den Tag anfangen, und Sie werden sehen, daß ich keine schlechte Rathgeberin bin, — sagte Madame Raymond zu mir, indem sie aufstand und mir ihre Hand reichte, die ich mit kindlicher Dankbarkeit drückte. — Sobald ich Herrn Duplessis sehe, werde ich ihm sagen, daß ich Ihnen unser Geheimniß anvertraut habe . . . daß ich Sie sehr wegen Ihrer Gefühllosigkeit gescholten habe ... die er hätte bekämpfen sollen . . . statt sie zu dulden, wenn er sie nicht selbst ermuthigte, . . . worüber ich ihn sehr tadeln würde, und er wird auf mich hören, denn, glauben Sie mir, mein Kind, er ist ein Mann von Herz und von gesundem Verstande ... Er hat vielleicht seine Fehler, aber, wie ich Ihnen gesagt habe, gestalten Sie sich um, und Sie werden ihn umgestalten, und dann endlich ist Ihr beiderseitiges Leben für immer an einander gefesselt; unterstützen Sie sich gegenseitig auf diesem Wege, den der Reichthum Ihnen wenigstens bequem macht, während, mein Kind, dieser Weg für so viele Andere voll Elend und Thränen ist.

. . . .

Das war meine Unterhaltung mit Madame Raymond, meine liebe Hermance. Ich vermag Dir nicht auszudrücken, wie wohl sie mir gethan; ich fühlte meine Kräfte von Neuem entstehen; ich schämte mich der Erniedrigung, des Stumpfsinnes, in welche ich mich wie absichtlich versenkte; mit einem Worte, ich bin, wie ich Dir gesagt habe, wieder wie Deine Albine von ehedem erwacht.

Ich bin genöthigt diesen Brief zu unterbrechen, der sehr lang werden wird. Ich werde ihn bald wieder beginnen.

. . . .

VI. Capitel.

Albine an Hermance.

. . . .

Ich hatte meinen Brief unterbrochen, liebe Hermance, ich setze ihn fort.

Ich habe Dir im Anfange gesagt, daß Madame Raymond einen Sohn hat, den sie anbetet, und von dem sie angebetet wird; das erste Mal, daß ich Herrn Jean Raymond gesehen habe, war er noch sehr leidend (ich habe seitdem von seiner Mutter erfahren, daß er in einem Duell gefährlich verwundet worden ist). Obgleich dieser Umstand mir zur Zeit unserer ersten Begegnung unbekannt war, so hatte doch sein ein wenig leidendes Gesicht einen zugleich so edlen, so sanften Ausdruck, daß ich davon überrascht war; ich erwartete ein ganz anderes Aussehen an Herrn Jean zu finden, höre warum:

Als mein Gatte mir meldete, daß ich den Sohn der vorgeblichen Marquise von Berteuil am selben

Abende sehen würde, hatte er von ihm mit Beharrlichkeit und einem sonderbaren Ausdrucke gesprochen, indem er ihn bald gut, bald schlecht behandelte, und damit anfing mir mit ziemlich spöttischer Miene zu sagen, daß sein Freund schön wie ein Romanheld wäre, aber daß gewisse Personen ihn von hartem und gemeinem Aussehen fänden; er wäre ein Mann von edlem und erhabenem Charakter; er betete seine Mutter an, aber er würdige sich dadurch herab, daß er seine Liebe unwürdigen Geschöpfen zuwende . . .

Da mir der Sinn dieses letzten Vorwurfes nicht recht klar geschienen hatte, so bat ich Herrn Duplessis sich besser zu erklären; er weigerte sich dagegen, indem er meine unschuldige Unwissenheit lobte, und fügte nur hinzu, daß Herr Jean Raymond die Frauen mit tiefer Verachtung behandele, und die schlechteste Meinung von ihnen habe. Die augenscheinlichen Widersprüche meines Gatten, seine verlegene Miene, als er in einem halb bittern, halb wohlwollenden Tone von seinem Freunde sprach, erweckten in mir den Gedanken, er wäre eifersichtig auf ihn . . . Was ihm Veranlassung dazu gab, wußte ich nicht.

Ich habe Dir meine gewöhnliche Stumpfheit in Gegenwart des Herrn Duplessis erzählt, und wie wenig ich geneigt bin, mich ihm mitzutheilen; weit davon entfernt zu wagen ihm die Ueberraschung zu bezeugen, welche die Art und Weise, wie er von seinem Freunde sprach, mir verursachte, und die Art von Neugierde,

welche sie mir einflößte, schwieg ich daher auch, und beschränkte mich darauf, meiner Gewohnheit gemäß mit ja oder nein zu antworten.

Ich vergaß Dir zu sagen, daß Herr Duplessis mir zu verschiedenen Malen anempfohlen hatte, sehr zurückhaltend gegen seinen Freund zu sein; außerdem war es meinem Gatten an dem Tage, an welchem ich diesen zum ersten Male sehen sollte, eingefallen, mir in Bezug auf meine Toilette einen gewissen Rath zu ertheilen, aus welchem ich schloß, daß er mich an diesem Tage so viel als möglich zu meinem Nachtheile gekleidet zu sehen wünsche.

Wozu diese kleinlichen Ränke, diese kleinlichen Falschheiten? Ich weiß es nicht. Aber sie hatten zur Folge gehabt, mir sehr große Lust zu machen Herrn Jean Raymond zu sehen.

Er kam also; sein Anblick verursachte mir das Erstaunen, das ich Dir mitgetheilt habe. An diesem Abende sprach man viel. Durch die Gegenwart meines Gatten, dessen Augen mich fast nie verließen, und die Schüchternheit, welche mir immer die Fremden einflößen, war ich noch alberner als gewöhnlich. Ich wagte kaum einige Worte auszusprechen, aber ich hörte, ich beobachtete, und besonders überlegte ich viel.

Der Zufall führte die Unterhaltung auf einen zugleich ernsten und rührenden Gegenstand. Herr Jean, seine Mutter und Charpentier (er hatte anfangs für den Marquis von Berteuil gegolten) behaupteten, daß

es unmenschlich, abscheulich wäre, eine Menge Unglücklicher fast ebenso dumm als die Thiere leben zu lassen, statt bei ihnen die Anlagen für die Genüsse der Kunst und des Gedankens zu entwickeln, die Gott ohne Unterschied in alle Geschöpfe gelegt hat.

Ich sage Dir da mit wenig Worten den Gegenstand der Unterhaltung; ich bedürfte einer Beredtsamkeit, die ich nicht habe, um Dir auszudrücken, mit welcher Erhabenheit, mit welchem tiefen Gefühle der Menschlichkeit Herr Jean und seine Mutter ihre Meinung vertheidigten; ich hörte sie beide mit Entzücken, ich möchte fast sagen mit Stolz an; es schien mir, daß sie mir meine eigenen Gedanken offenbarten, so sehr sympathisirte ich mit den ihrigen.

Herr Duplessis behauptete die der seines Freundes entgegengesetzte Meinung, indem er oft mit Witz und Spott, aber fast immer mit schlecht verhehlter Bitterkeit angriff, während Herr Jean nicht aufhörte eine liebenswürdige Herzlichkeit zu zeigen. Man sah außerdem, daß es weder die Lust zu streiten, noch das Bedürfniß seine Ansichten aufzudringen, noch die Eitelkeit beredtsam zu erscheinen war, welche ihn bei dieser Unterhaltung beseelten; nein, Alles, was er sagte, war zugleich so einfach, so edel und so natürlich ausgedrückt, daß man so zu sagen sein Herz bei jedem seiner edlen und rührenden Worte schlagen fühlte . . .

Und dann hat er eine Stimme . . . ich habe niemals eine solche Stimme gehört; . . . obgleich männlich

und kräftig, hat sie zuweilen Uebergänge von einer unendlichen Sanftheit, von einer unerklärlichen Zartheit; sie contrastirte um so mehr mit seinen energischen Zügen und seinen zuweilen ein wenig ungestümen Geberden, wenn die Empörung ihn fortriß: so hatte er seine Meinung ohngefähr durch folgende Worte ausgedrückt, welche ich behalten habe:

»— Ja, Gott hat unsere Seele mit Instincten, mit Bedürfnissen, mit Wünschen begabt, die noch weit gebieterischer als die des Körpers sind, und diese Sehnsucht nach dem Göttlichen zu verkennen oder zu ersticken, ... ist ein abscheuliches Verbrechen, ist ein schändliches Verbrechen!«

Nein, ich vermöchte Dir nicht auszudrücken, mit welchem schmerzlichen und empörten Tone er die Worte: ist ein abscheuliches Verbrechen, ist ein schändliches Verbrechen ausgesprochen hat. Bis dahin halb liegend, hat er sich in seiner ganzen Höhe aufgerichtet, und mit funkelndem Auge, hochrothen Wangen, bebendem Gesicht, schien er mit einer heftigen und anklagenden Geberde den Gedanken zu brandmarken, den er als unwürdig verfolgte . . .

Ich blickte ihn an, indem ich unwillkürlich die Heftigkeit seiner Gemüthsbewegung theilte, als ich ihn plötzlich erbleichen, sich mit dem Ausdrucke eines heftigen Schmerzes zurückwerfen, und rasch sein Taschentuch an seine Lippen halten sah, das fast sogleich roth von Blut wurde; hierauf sank Herr Jean in Ohnmacht.

Das that mir weh. Madame Raymond eilte zu ihrem Sohne. Man führte ihn in seine Wohnung zurück. Ich habe seitdem erfahren, daß seine Wunde diesen gefährlichen Vorfall verursacht hatte.

Allein geblieben, während man Herrn Jean in seine Wohnnng brachte, dachte ich über alles Das nach, was ich soeben gehört hatte. Das war eine Offenbarung für mich. Das Verfahren meines Gatten erschien mir in seinem wahren Lichte; er hatte mich in dem physischen Wohlsein erstarrt, um mich in der Unkenntniß meiner selbst zu lassen, und damit er niemals mit jenen Bedürfnissen der Seele abzurechnen hätte, welche, wie Du weißt, lange bevor ich verheirathet war, sich für mich so gut als möglich durch folgenden Gedanken ausdrückten:

»In der Verheirathung das Fest meiner Jugend . . . mit einem Gefährten von meinem Alter und meinen Neigungen zu sehen . . .«

Herr Duplessis, der diesen Instincten meines Herzens nicht entsprechen wollte oder konnte, hat sich bemüht sie zu erstarren, sie zu erlöschen. Ich gestehe es Dir, Hermance, obgleich die Selbstsucht und die Kälte des Herzens meines Gatten augenscheinlich sind, so fühle ich doch keinen Haß gegen ihn; weit davon entfernt, ich bedaure ihn, indem ich an die beständigen Beängstigungen denke, von denen er gefoltert wird! Befindet er sich nicht in der wunderlichen Lage eines Menschen, der die Ruhe, das Glück seines Lebens von dem Schlafe einer

andern Person abhängen läßt, und der, die Augen auf sie geheftet, voll Angst die geringsten Bewegungen ihrer Züge belauert, aus Furcht sie erwachen zu sehen?

Dieses Mitleiden war so wahr, daß, als Herr Duplessis wieder zu mir zurückkehrte, indem er seinen Freund verließ, und mich mit fast beunruhigter Miene über den Eindruck befragte, den die Unterhaltung des Abends bei mir zurückgelassen hätte, ich ihn beruhigte, indem ich ihn durch meine Antworten überredete, daß ich Nichts von den für mich zu hohen Ideen verstanden hätte; nun habe ich mir auch die Verlegenheit, die Art von Eifersucht erklärt, welche durch alle die Widersprüche meines Gatten in Bezug auf Herrn Jean Raymond durchblickten: er kannte ohne Zweifel seine großmüthigen Ansichten, und er wollte mich mißtrauisch gegen ihn machen.

Einige Tage nach dem Abende, von dem ich soeben sprach, hatte ich mit Madame Raymond die lange Unterhaltung, die ich Dir im Anfange dieses Briefes erzählt habe.

Du hast es gelesen, wie diese liebenswürdige und reizende Frau mich auf mütterliche Weise über meine Gefühllosigkeit gescholten hat, . . . und, obgleich ich nun verstand, zu welchem Zwecke Herr Duplessis mich zu diesem gänzlichen Vergessen meiner selbst gebracht hat, so versuchte ich anfangs doch dem Rathe der Madame Raymond Widerstand zu leisten; das hat Dich vielleicht überrascht, liebe Hermance, ich war in-

dessen aufrichtig! Weit davon entfernt mich aufzuregen, wäre es auch nur durch die Empörung gewesen, hatte die Entdeckung des geheimen Beweggrundes in dem Verfahren meines Gatten gegen mich, mich vernichtet und mich noch dringender die Nothwendigkeit fühlen lassen, um jeden Preis den Gedanken, die Ueberlegung zu fliehen, und noch negativer als vorher zu vegetiren. Jetzt zu denken, die Zukunft in ihrer schmerzlichen Wirklichkeit ins Auge zu fassen, — sagte ich mir, — wäre das nicht um vor Kummer wahnsinnig zu werden, hieße das nicht in meinem Herzen tausend gehässige, gegen den Mann, an den mein Schicksal gefesselt ist, machtlose Gefühle erwecken.

Gott sei Dank, der unwiderstehliche Einfluß der Madame Raymond hat mich wieder belebt, hat mich wieder in meinen eigenen Augen aufgerichtet. Meine dumme und traurige Niedergeschlagenheit hat der Hoffnung Platz gemacht, und mir den festen Entschluß eingeflößt, in der Erfüllung großer Pflichten das Vergessen eines unwiederbringlichen Unglücks zu suchen. Bestimmt immer mit meinem Gatten zu leben, — hat Madame Raymond zu mir gesagt, — muß ich streben ihn umzugestalten, indem ich mich selbst umgestalte ... (eine vielleicht eitle Hoffnung!) oder wenigstens unsere gemeinsame Lage so erträglich als möglich zu machen. Das war, Du weißt es, mein Gedanke nach meiner Verheirathung. Ich hatte diesen Zweck für meinen Gatten und für mich so ziemlich erreicht, indem ich lebte,

wie ich lebte; ich will jetzt versuchen durch entgegengesetzte Mittel zu einem in gleichem Maße erhabenen Resultate zu gelangen, als der frühere Zustand elend war, da ich, statt das Glück in nutzloser und schimpflicher Vernichtung meiner selbst zu suchen, es in edlen Gedanken und Handlungen suchen werde . . .

Du hast mich bereits gar vielen Verwandlungen unterliegen sehen, liebe Hermance; möge diese die letzte sein, und möge sie gelingen.

Ich will diesen Brief noch nicht schließen, denn die Anwesenheit unserer Gäste erschwert mir mein einziges Mittel des Briefwechsels noch mehr.

A. D.

VII. Capitel.

Ferdinand Duplessis' Tagebuch fährt weiter fort:

Heute Morgen, nach dem Frühstücke, hat Madame Raymond mich gebeten ihr den Arm zu geben, um, wie sie mir sagte, den neuen Kuhstall zu besuchen; das war ein Vorwand, um eine lange Unterhaltung mit mir zu haben.

Hier ist diese Unterhaltung:

— Mein lieber Herr Duplessis, — sagte Madame Raymond zu mir, als wir einige Schritte weit von dem Schlosse waren, — ich habe geglaubt Ihre Frau in unser Vertrauen ziehen zu müssen ...

— Das ist vielleicht eine Unvorsichtigkeit, Madame.

— Fürchten Sie das nicht ... Ich habe außerdem mehrere Gründe gehabt, um Madame Duplessis nicht länger meinen Namen zu verschweigen. Zuvörderst, — fügte Madame Raymond lächelnd hinzu, — war es mir unangenehm diesen armen Charpentier als den Gegenstand des Abscheues Ihrer Frau zu sehen ...

die ihn für ein Ungeheuer an Grausamkeit hielt; ... dann war ich, unter uns gesagt, ebensowenig erfreut für eine alberne, für das Mittelalter schwärmende Marquise zu gelten ... Endlich wollte ich das Vertrauen der Madame Duplessis gewinnen und zu diesem Zweck ihr einen Beweis von Aufrichtigkeit geben, indem ich einer Lüge ein Ende machte, von der dieses liebe Kind getäuscht ward, — fügte Madame Raymond ernst und ergriffen hinzu.

— Ich hatte Ihnen gesagt, Madame, warum ich es für klug gehalten habe meiner Frau Nichts anzuvertrauen ... Die Zukunft wird hoffentlich beweisen, daß ich mich in meinen Voraussichten geirrt hatte.

— Ich habe Ihnen soeben gesagt, mein lieber Herr Duplessis, daß ich das Vertrauen Ihrer Frau zu erlangen gewünscht habe ... Wissen Sie zu welchem Zwecke?

— Nein, Madame.

— Ist Ihnen nicht die gleichgültige Trägheit aufgefallen, in welche Albine versunken ist? ... Ich sage Albine, das ist eine Vertraulichkeit, zu der mich mein Alter berechtigt.

— Unter uns gesagt, Madame, und aus dem Gesichtspunkte des zurückgezogenen Lebens, das ich führe, ziehe ich eine kalte Frau einer zu munteren vor.

— Warum das?

— Ich finde darin ... Bürgschaften der Ruhe, der

Sicherheit . . . für mich, und auch des Glückes für meine Frau.

— Sie glauben?

— Ich bin überzeugt davon.

— Sie sind sicher, daß Albine glücklich ist?

— Glücklich . . . beziehungsweise; . . . ebenso wie ich glücklich bin . . . gleichfalls beziehungsweise . . . Wer ist jemals ganz glücklich nach seinen Wünschen?

— Was fehlt Ihnen? Sie haben eine junge, liebenswürdige Frau voll Herz und Verstand, ja, Verstand... von viel Verstand; lächeln Sie nicht mit einer ungläubigen Miene, wir werden sogleich auf diesen Punkt zurückkommen . . .

— In Erwartung Ihrer Offenbarungen in dieser Beziehung will ich Ihnen gestehen, Madame, daß ich in meiner Jugend viel und rasch gelebt habe, wodurch meine Erfahrungen doppelt so groß als meine Jahre, und Albine ist erst achtzehn Jahre alt . . .

— So daß, da Sie Ihre Frau zu jung finden . . . und sie nicht älter machen können . . .

— Ich sie einzuschläfern trachte, bis daß das Alter ihrem Verstande eine Reife verliehen hat, die mich beruhigt.

— Und Sie meinen, daß Das, was Sie da thun, gut ist?

— Ei . . . ja, Madame . . .

— Sie sagen sich niemals, daß Gott diese junge Frau, die Sie auf sich selbst beschränken, für alle zärt-

lichen Gefühle, für alle Genüsse des Herzens geschaffen hat? Sie glauben Ihre Pflichten als rechtschaffener Mann erfüllt zu haben, weil Sie Ihrer Frau alles materielle Wohlsein gegeben haben, das eine Frau wünschen kann? ... weil Sie für sie alle die Rücksichten haben, welche Sie der Frau schuldig sind, die Ihren Namen trägt?

— Was kann ich ihr mehr geben?

— Sie beklagt sich nicht, ich beeile mich es zu erklären; nein, denn in der langen Unterhaltung, welche ich heute Morgen mit ihr gehabt habe, ist nicht ein Wort des Vorwurfes über ihre Lippen gekommen.

— Sie sehen wohl, Madame? ...

— Sie hat sich nicht allein nicht beklagt, sondern sie hat Sie gerechtfertigt sie für dumm zu halten.

— Ach! da haben wir es, Madame, — sagte ich lächelnd. — Gestehen Sie indessen, daß ich vielleicht die Rechtfertigung meiner Frau nicht nöthig hatte, um freigesprochen zu werden ... Seit Ihrem hiesigen Aufenthalte, Madame, hatten Sie Gelegenheit sie zu beurtheilen.

— Und heute Morgen habe ich sie erst schätzen gelernt. O! warum waren Sie nicht anwesend, mein Herr? Sie würden wie ich entzückt, gerührt durch diese zugleich so beredtsame, so ungekünstelte und so verständige Sprache gewesen sein; Sie würden wie ich über das Zartgefühl, zuweilen sogar über die Erhabenheit ihrer Gedanken überrascht gewesen sein. Ja, wa-

rum waren Sie nicht anwesend, Sie würden vor ihr auf die Knie gesunken sein, wie Sie an dem Tage vor ihr auf die Knie sinken werden, wo Sie zu verdienen gewußt haben, daß sie sich Ihnen offenbart.

— Sie sprechen so ernst, Madame, — rief ich aus, — daß es mir unmöglich ist Ihnen nicht zu glauben ... Und wenn ich Ihnen glaube, so muß ich also meine Frau einer unglaublichen Verstellung beschuldigen?

— Verstellung! — sagte Madame Raymond rasch mit einem Ausdrucke des Vorwurfes zu mir. — Es heißt also Verstellung, wenn man der Kälte oder der Geringschätzung gegenüber schweigsam und traurig bleibt? Die verstellen sich, deren Lippen eher stumm bleiben, als daß sie nach ihrem Herzen lügen? Ihre Frau der Verstellung beschuldigen! und mit welchem Rechte, mein Herr? Was haben Sie denn gethan, um ihr Vertrauen, ihre Hingebung zu verdienen? Was haben Sie denn versucht, damit sie Ihnen die Schätze ihrer Seele öffne? Und diese Seele ist erhaben, und schön, und rein ... Ich versichere es Ihnen. Sie haben sich also gesagt, wie die Bischöfe, ich weiß nicht von welchem Concilium, welche auch leugneten, daß Frauen eine Seele haben: Bah! ... wenn sie nur ißt und trinkt, wenn sie nur schläft, wenn sie nicht friert, wenn sie nur gut gekleidet ist, ... so habe ich meine Schuld gegen sie abgetragen! Die Seele, das Herz ... was ist das! Trugbilder! Vorurtheile! Die Dichter, die Träumer sind es, welche behaupten, daß Gott jede Frau geschaffen und begabt

hat, um eines Tages die entzückenden Freuden, die himmlischen Pflichten der mit dem Gatten ihrer Wahl getheilten Liebe kennen zu lernen. Irrthum! Thorheit! wie viele Frauen kennen diese ideale Liebe? Vielleicht eine unter Tausend! Sind die Anderen dadurch unglücklicher, zu sterben, ohne sie jemals gekannt zu haben? Ja, mein Herr, sie sterben, aber mit ihnen sterben auch die unbekannten Schätze des Zartgefühles, der Selbstverleugnung, der oft heldenmüthigen Tugend, welche die Liebe dem Gatten offenbart haben würden, der sie geliebt hätte . . . Ach! diese muß man noch mehr bedauern als Sie, denn sie wissen nicht was sie verlieren!

— Glauben Sie mir, Madame, . . . es gibt noch andere Männer zu bedauern . . . Das sind Die, denen, so ziemlich glücklich . . . bis zu dem Augenblicke, wo eine plötzliche Offenbarung . . . ich will nicht sagen ein verhängnißvoller Vergleich, ihnen die Eitelkeit ihres vergangenen Glückes gezeigt hat . . . die Unmöglichkeit ihres zukünftigen Glückes erkennen . . . Dem ist so mit mir . . .

— Mit Ihnen, mein Herr?

— Ach! warum habe ich, statt ein junges Mädchen zu heirathen, der ich imponire, die mißtrauisch gegen mich ist, die ich erstarre, nicht eine jener Frauen geheirathet, welche mit den Reizen der Tugend die Vernunft, die Gründlichkeit des Verstandes des reifen Alters vereinigen!

Ich hatte unwillkürlich diese Worte so sehr betont,

daß ich hoffte, oder vielmehr daß ich fürchtete von Madame Raymond verstanden worden zu sein; aber sie war so weit von diesem Gedanken entfernt, daß sie zu lachen begann und zu mir sagte, indem sie die Achseln zuckte:

— Eine Frau meines Alters, nicht wahr! ... Das ist es, was Sie haben müßten? ... Ist es möglich, Herr Ferdinand, die Undankbarkeit gegen das Glück, das man besitzt, so weit zu treiben. Nun denn, lassen Sie uns ernstlich sprechen, ... und verzeihen Sie mir Ihnen in Bezug auf ihre Anrufung an die Frauen von vierzig bis fünfzig Jahren in das Gesicht gelacht zu haben ... Glauben Sie mir, es hängt von Ihnen ab der glücklichste Mann zu sein, sich von Ihrer Frau anbeten zu lassen ... meinen Sie, daß ich mit Ihnen auf einen so zarten, so ernsten Gegenstand eingegangen wäre, ... ohne zu wissen was ich that, ... wornach ich strebte? ... und welchen andern Zweck kann ich haben, ... als etwa: zu versuchen Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen, ... Ihnen, ... der Sie in diesem Augenblicke das Leben meines Sohnes retten; ... denn er wäre an den Folgen seiner Wunde in dem Gefängnisse gestorben. Mein einziger Wunsch ist daher auch, wie ich es heute Morgen Ihrer lieben Frau sagte, daß mein hiesiger Aufenthalt, wäre er auch von kurzer Dauer, Ihnen allen Beiden nicht nutzlos ist. Nun denn, — fügte sie mit einem bezaubernden Lächeln hinzu, — nun denn, Herr

Ferdinand, sein Sie doch vernünftig, wie ich es Ihnen vor elf Jahren ... bei mir ... in der Faubourg Saint-Antoine sagte ... Sie wissen, als Sie Schüler waren und ich Ihnen Moral predigte? Lassen Sie mich sie Ihnen noch ein wenig predigen, derselbe Unterschied des Alters berechtigt mich meine Rolle fortzusetzen. Ei! mein Gott, ich tadle Sie nur halb; Sie folgen der allgemeinen Verirrung. In den Augen der Welt wäre Ihr Benehmen gegen Ihre Frau streng genommen tadellos; Sie sind höflich gegen sie, Nichts fehlt ihr. Was kann sie mehr wünschen? aber Sie fühlen wohl, daß eine Frau wie die Ihrige Besseres als dies verdient.

— Mein Gott! was wollen Sie, daß ich thue? Was Sie mir von ihr sagen, bestürzt, verwirrt mich.

— Ihr künftiges Betragen ist ganz einfach, sein Sie gütig, sein Sie zärtlich gegen Albinen; ziehen Sie sich nicht in Ihre frostige Würde zurück; behandeln Sie dieses arme, so schüchterne Kind nicht mehr von der Höhe Ihrer Lebenserfahrung; sein Sie gegen sie nicht wie ein ernster Vormund gegen seine Mündel; sein Sie im Gegentheile so viel als möglich von dem Alter Albinens ... Statt ihr zu imponiren, ziehen Sie sie an sich, bezaubern Sie sie, erwärmen Sie dieses arme Herz wieder, und Sie werden wie durch ein Wunder das Eis schmelzen sehen, das Sie trennt; kurz, lassen Sie sich lieben, statt sich ertragen, oder selbst achten zu lassen; es ist noch Zeit dazu, Albine ist erst achtzehn Jahre alt; ... Alles, was in ihr Gefühlvolles, Liebe-

volles, Leidenschaftliches liegt, verlangt nur unter Ihrem Hauche aufzublühen ... Fürchten Sie außerdem von ihrer Seite keinen Ungestüm ihrer Zärtlichkeit ... ich habe dafür gesorgt ... sie wird nur Sie haben, um von ihrer Liebe zu sprechen.

— Was sagen Sie, Madame?

— Morgen werden Sie das erfahren; Sie werden also, ich wiederhole es Ihnen, nicht die Zudringlichkeit einer müßigen Zärtlichkeit zu fürchten haben. Nur, Herr Ferdinand, ermuthigen Sie dieses liebenswürdige Kind, unterstützen Sie sie auf dem guten Wege, den ich ihr vorgezeichnet habe, benutzen Sie zu Gunsten Ihres beiderseitigen Glückes diese edle Begeisterung, welche die Gewohnheit großmüthiger Gedanken und Handlungen verleiht ... Loben Sie sie so zärtlich, daß sie, wenn sie Sie hört, mehr glücklich als stolz auf ihre sanften Tugenden ist; ... daß das Gefühl des Guten und des Schönen sich für sie mit ihrer Liebe gegen Sie verschmilzt, — daß sie endlich durch Sie das entzückende Glück zu lieben und geliebt zu werden kennen lernt ... Mit einem Worte, sehen Sie, machen Sie von heute an Ihrer Frau den Hof; ... Sie sind dazu so gut gestellt, — fügte Madame Raymond schlau lächelnd hinzu, — Sie haben so viele Vortheile ... Keine Eifersüchtige, keine Nebenbuhler ... Ach! wenn ich an Ihrer Stelle wäre ... so wollte ich der Geliebte meiner Frau werden, ... und, vor Ablauf eines Monats mich von ihr anbeten lassen ...

Es lag in den Worten der Madame Raymond ein so eindringender Zauber; sie verlieh der Pflicht, der Vernunft eine so anziehende Sprache; ihre Stimme, ihr Gesicht, ihr Ausdruck, kurz ihre ganze Person haben auf mich einen so unbegreiflichen Einfluß ausgeübt, daß ich ihm nicht weniger plötzlich unterlag, als vor elf Jahren, wo ich, von dieser außerordentlichen Frau bezaubert, den Entschluß faßte mit Jean in die Schule der Künste und Gewerbe einzutreten, statt den Militärstand zu ergreifen.

Wird mein Entschluß von heute Morgen, trotz dem beschwornen Versprechen, ebenso eitel als mein Entschluß vor elf Jahren sein? Ich weiß es nicht, aber bei der Stimme der Madame Raymond bin ich wieder zu mir selbst gekommen, ich habe die Thorheit meiner Liebe gegen sie, die Richtigkeit ihres Rathes gefühlt, dem mein Instinct der Eifersucht gegen Jean eine neue Gewalt verlieh; kurz, überrascht von Dem, was Reizendes in dem Gedanken lag, nach ohngefähr einem Jahre der Verheirathung der Geliebte meiner Frau zu werden, sie sich mir unter einem neuen Lichte offenbaren zu sehen, habe ich mich entschlossen den Rath der Madame Raymond zu befolgen, und ich habe ihr aus der Tiefe meines Herzens, und mit voller Ueberzeugung geantwortet:

— Ja, ja, Madame, Sie haben Recht; . . . ich schäme mich und bereue mein Benehmen gegen meine Frau; ich sah darin eine Bürgschaft der Sicherheit für

die Zukunft ... ich irrte mich vielleicht ... und selbst wenn ich richtig gesehen hätte ... so urtheilte ich mit einer grausamen Selbstsucht ... Ihre Stimme erleuchtet mich: ja, Albine wird das Glück zu lieben kennen lernen, sie wird es ohne Furcht, ohne Reue genießen ... Was sich auch ereignen möge, ich werde wenigstens als Mann von Herz gehandelt haben, ... da Sie, Madame, ... Sie mir gesagt haben werden: — Es ist gut, ... ich bin zufrieden ...

— Und ich sage es Ihnen, Herr Ferdinand: es ist gut, ich bin zufrieden, — erwiederte Madame Raymond voll Rührung, indem sie mir die Hand reichte. — Ja, Sie sind ein Mann mit gutem und würdigem Herzen, und an dieses Herz müssen Sie sich immer wenden, niemals wird seine erste Regung Sie täuschen.

Und Madame Raymond drückte mir herzlich die Hand.

Was ich empfand, als ich den Druck dieser kleinen, so sanften, so reizenden Hand erwiederte, läßt sich nicht aussprechen. Ich fühlte wie das Blut trotz Dem, was ich soeben Madame Raymond über meine weisen Entschlüsse gesagt hatte, zum Herzen und in das Gesicht strömte. Glücklicherweise begegneten wir Charpentier, der den Spaziergang mit uns fortsetzte.

VIII. Capitel.

Albine an Hermance.

Ach! meine Freundin, welches Glück für mich den Rath der Madame Raymond befolgt zu haben! Sie hat mich wieder auferstehen lassen.

Ich war todt, ... und ich lebe. Das ist Alles.

Ich habe Dir oft gesagt, in welcher traurigen Erstarrung meine Tage ehedem verflossen? Hier ist die einfache Erzählung eines Tages, der einen Zeitabschnitt in meinem Leben bilden wird, und dem nicht weniger reizende Tage gefolgt sind.

Indem Du die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleichst, wirst Du Dir selbst Deine Anmerkungen machen.

Es sind nämlich acht Tage vergangen. — Am Tage nach meiner langen und ernsten Unterhaltung mit Madame Raymond gingen wir beide am frühen Morgen aus, um in die Kirche zu gehen; es war pracht-

volles Wetter; der Weg ist entzückend; eine lange Platanen-Allee führt von dem Schlosse bis fast nach dem Dorfe; zur Linken erstreckt sich ein hübsches Thal, in dessen Tiefe ein breiter und reißender, mit Weiden eingefaßter Bach fließt, der hie und da durch natürliche Dämme zurückgehalten, eben so viele Wasserfälle bildet; hohe Eichenwälder, hinter denen die Sonne aufging, beschatteten den Gipfel des Hügels...

— Mein Gott! Madame, — sagte ich zu Madame Raymond, — sehen Sie doch diese Landschaft! Wie frisch und glänzend grün sie hier ist, während sie dort halb mit einem Flor verschleiert scheint... Das ist der Dunst der Wiesen bei den ersten Sonnenstrahlen... Sehen Sie doch, in dem Maße als sie aufgeht und auf dem Wasserfalle glänzt, könnte man ihn für eben so viele kleine Regenbogen halten... Mein Gott! welch' reizende Aussicht! Und dann, riechen Sie diesen lieblichen Duft der wilden Narcissen und der Schlüsselblumen...

— Ich bemerke mit Vergnügen, liebes Kind, daß die Gewohnheit Ihre Bewunderung nicht ermüdet, denn Sie müssen diesen Weg täglich zurücklegen.

— Das ist wahr;... indessen hatte ich diese Aussicht niemals wie heute Morgen genossen; soll ich es Ihnen gestehen, ich hatte sie kaum bemerkt...

— Und wo hatten Sie denn die Augen, liebe Blinde?

— Wenn ich mich zu Wagen nach der Kirche begab, so betrachtete ich Nichts, und wenn ich zu Fuße ging,

so dachte ich an nichts Anderes, als den Sand des Weges zu betrachten.

— Ich begreife das, ... es bedarf einer gewissen Heiterkeit des Geistes, um selbst eine einfache und lachende Landschaft, wie die dieses kleinen Thales, zu schätzen.

Nachdem wir einige Minuten weiter fortgeschritten waren, in dem Augenblicke, wo wir uns einer armseligen, von dem Dorfe abgelegenen Hütte näherten, drückte Madame Raymond, welche mir den Arm gab, plötzlich den meinigen, hielt mich zurück und sagte leise zu mir:

— Sehen Sie doch ... diese Frau?

Folgendes war der Gegenstand des Ausrufes der Madame Raymond.

Stelle Dir eine Frau vor von ... In der That, es wäre schwer das Alter dieser Unglücklichen mit von der Sonne verbranntem und durch das Leiden ausgehöhltem Gesicht zu bestimmen ... Man sah indessen, daß sie nicht mehr sehr jung, und dennoch noch nicht alt war; eine schlechte blaue Haube verbarg ihre Haare und umschloß ihre Stirn; ihr mit Lumpen geflickter Rock ließ den untern Theil ihrer Beine und ihrer bloßen backsteinfarbigen Füße sehen; auf ihrem linken Arme hielt sie ein ganz kleines, kaum mit einem Hemde bekleidetes Kind. Wir sahen diese Frau nur von der Seite. Sie schien nach der Seite des Dorfes zu sehen, als ob sie voll Angst die Ankunft irgend Jemandes mit den Augen gesucht oder erwartet habe. Sie

weinte still vor sich hin, während das Kind, obgleich bleich, schmächtig und kränklich, laut lachte, indem es in seine kleinen Hände klatschte. Endlich spielten zu den Füßen dieser Frau und in dem Staube der Straße sitzend, zwei halb mit Lumpen bedeckte Knaben von vier bis fünf Jahren mit Kieseln.

Wir wechselten einen Blick aus; wir hatten uns verstanden; der Contrast dieser unglücklichen Mutter mit dem freundlichen Gelächter ihres kleinen Kindes und den Spielen ihrer Erstgeborenen ließ uns das Herz bluten.

Diese Gruppe zeigte sich auf dem schwarzen Hintergrunde der offenen Thür. Die immer nach der Seite des Dorfes ihre Aufmerksamkeit richtende Frau hatte das Geräusch unserer Schritte nicht gehört. Wir näherten uns mehr. Um die Unterhaltung anzuknüpfen, sagte Madame Raymond mit leutseliger Stimme zu ihr:

— Sie haben da ein hübsches kleines Kind. Wie alt ist es?

Bei diesen Worten und bei unserem Anblicke entflohen die beiden älteren in das Innere des Hauses; die Frau fuhr rasch mit ihrer von der Sonne verbrannten Hand über ihre Augen, um ihre Thränen abzutrocknen, und antwortete, indem sie so gut als sie es vermochte Madame Raymond, die sie nach dem Alter dieses Kindes gefragt hatte, ihre Verbeugung machte:

— Sie sind sehr gütig, meine liebe Dame, die Kleine wird bald ein Jahr alt sein.

— Sie scheint lustig zu sein, das ist ein Zeichen von guter Gesundheit.

— Ach! nein, Madame, sie hat das Fieber.

— Schon?

— Seit fünf Monaten ... Sehen Sie, wie bleich und abgezehrt sie ist ...

In der That, indem wir das Kind näher betrachteten, bemerkten wir seine Blässe, sowie die Weiße seiner Lippen; es lachte indessen, oder lächelte mit einer so freundlichen Miene, daß man es nicht für leidend gehalten hätte.

— Niemals, o niemals schreit die Kleine, — fügte seine Mutter hinzu. — Wenn das Fieber sie befällt, so weint sie leise ohne daß man sie hört, ... und wenn das Uebel vorüber ist, so fängt sie wieder an zu lachen ... Sie ist so allerliebst!! ... und nachdem sie von Neuem ihr Kind geküßt hatte, wandte sie den Kopf ab, indem sie ihre Hand vor ihre Augen legte.

— Armes liebes kleines Geschöpf, — sagte Madame Raymond zu mir, — sie scheint dem Leben zuzulächeln, ... und welches Leben, mein Gott! wird vielleicht das ihrige sein!

— Aber, — fragte ich diese Frau, — Sie berathen also keinen Arzt wegen dieses Kindes.

— Doch, Madame, der Arzt ist so mildthätig; er kommt wöchentlich zwei Mal, um meinen Gatten zu besuchen; heute Morgen ... erwarte ich ihn wieder ...

er kommt nicht, das macht mir großen Kummer, denn mein armer Mann ist sehr krank . . .

— Ihr Gatte ist also gefährlich krank?

— Seit bald fünf Monaten verläßt er sein Bett nicht, Madame.

— Und was fehlt ihm?

— Seine Krankheit rührt von den Lungen her, — sagt der Arzt; — das ist ein großes Unglück, wir, die wir so glücklich! so glücklich waren!

— Welches Gewerbe treibt Ihr Gatte?

— Chausséewärter, Madame. Er hatte die Unterhaltung der Straße von Croix Blanche nach Cavée; dreißig Sous täglich sicheres Geld; niemals Feierzeit, noch Verlust, jeden Tag von der Regierung bezahlt . . . Bedenken Sie doch, liebe Dame! das ist etwas so Seltenes! . . .

— Und dieser Verdienst reichte für Sie Alle aus?

— Gewiß, Madame; wir hatten dabei ein kleines Stück Land, das man uns mit dem Hause vermiethete, und das mein Gatte bebaute, sobald sein Tagewerk beendet war. Plötzlich hat uns das Unglück mit der Krankheit meines armen Mannes heimgesucht. Er ist genöthigt gewesen seine Straße zu verlassen, und ohne die öffentliche Mildthätigkeit wären wir vor Hunger gestorben. Seit einiger Zeit ist er kränker als früher; heute Nacht ist er beinahe erstickt. Heute Morgen ist der Tag des Arztes, . . . und er kommt nicht! Ach! mein Gott, wie er doch ausbleibt!

— Wo wohnt Ihr Arzt, — fragte ich sie, — wie heißt er?

— Er wohnt in Chambly, Madame. Es ist der Herr Doctor Laurent.

— Herr Laurent, in Chambly, sehr wohl, — sagte ich zu ihr, indem ich mir diesen Namen in meinem Gedächtnisse merkte. — Wenn er heute Morgen kommt, so bitten Sie ihn nach la Riballière zu kommen, Sie wissen, hier in der Nähe; er wird nach Madame Duplessis fragen.

— O! ja, Madame, ich kenne Sie recht gut; ich sehe Sie fast alle Tage vorüberkommen, um nach der Kirche zu gehen.

— Nun denn, Muth, — sagte ich zu ihr, — Ihr Gatte wird seine Stelle an der Straße nicht verlieren, oder, wenn er sie verliert, so werden wir Arbeit für ihn finden, sobald er wieder hergestellt ist; Sie werden die Arzenei erhalten, die Sie nöthig haben, und was Ihre kleine Tochter betrifft, — fügte ich hinzu, — sie ist getauft, nicht wahr?

— Ja, Madame, — sagte die arme Frau, welche mich anhörte ohne mich noch zu verstehen, — ja, Madame, ... die Schwester meines Mannes ist die Pathin gewesen.

— Wohlan! sie wird zwei Pathinnen haben, ich nehme sie auch als Pathin an ... und ich werde für sie sorgen ... Wollen Sie es? Was die beiden an-

deren Kleinen betrifft, so werden wir sie in die Schule schicken und für sie Sorge tragen.

— Aber, Madame . . . — antwortete sie mir mit Thränen in den Augen, — ich weiß nicht . . . weshalb Sie so mildthätig sind . . . Was haben wir denn für Sie gethan, gütiger Gott!

In diesem Augenblicke hörten wir ein schwaches Stöhnen aus dem Innern der Hütte kommen und eine schwache Stimme rufen:

— Johanne . . . Johanne.

— Mein Mann, . . . da bin ich, — sagte Johanne, indem sie eilig in das Haus zurückkehrte, während ich und Madame Raymond uns entfernten.

— Es ist aber jetzt beinahe ein Jahr, seit ich täglich vor diesem Elende vorüberkomme, — sagte ich zu Madame Raymond, — und ich sah es ebensowenig, als ich das lachende Bild des kleinen Thales sah . . . Ach! Madame! wer hat mir die Augen geöffnet? . . . Sie . . . Sie, . . . — fügte ich ganz gerührt hinzu.

Wir befanden uns nun in einiger Entfernung von dem Portale der Kirche, ich sah mehrere Frauen aus ihr herauskommen.

— Wir haben uns verspätet, — sagte ich zu Madame Raymond, — die Messe ist vorbei.

— Was liegt daran? — antwortete sie mir lächelnd, — kommen Sie nicht um zu Gott zu beten.

Nach la Riballière zurückgekehrt, erhielt ich den Besuch des Herrn Doctor Laurent. Er gab mir die

besten Auskünfte über meine Beschützten. Ich bat ihn den Ankauf aller nothwendigen Arzeneien zu übernehmen. Dann hatte ich eine lange Berathung mit Madame Raymond und Madame Claude, meiner Kammerfrau, in Bezug auf die Anfertigung von Kleidungsstücken aller Art, welche ich mir vornahm diesen armen Leuten zu schicken. Man mußte uns drei Male melden, daß das Frühstück angerichtet wäre, und wir gingen zu Jean, Herrn Charpentier und meinem Gatten.

Ohne lustig zu sein, fühlte ich mein Herz so zufrieden, so leicht, daß ich zum sichtlichen Erstaunen des Herrn Duplessis sprach ... Er schien zu finden, daß ich nicht gänzlich wie eine Dumme spräche; er hörte mich an, indem er große Augen machte. Dieser kleine Erfolg machte mich dreist, ich faßte immer mehr Vertrauen, meine Zunge löste sich gänzlich, wie die heilige Schrift sagt, so daß ich am Ende, wie ich glaube, die geistige Eroberung des Herrn Duplessis machte. Es liegt ohne Zweifel etwas so Schmeichelhaftes für uns in einer Eroberung (es ist meine erste), daß ich es Herrn Duplessis Dank wußte, sich haben erobern zu lassen; er war liebenswürdiger und aufmerksamer gegen mich, als er es bis dahin gewesen war, und von diesem Tage an hat diese Besserung fortgedauert; ich habe mich der Worte der Madame Raymond erinnert: — Gestalten Sie sich um, und Sie werden Ihren Gatten umgestalten ... Wirklich ... wäre dieses Wunder möglich?

Ich fange an es zu glauben. Wahr ist es, daß ich in dem Maße, als ich, wie die Eselshaut, meine alberne Hülle ablege, die Manieren, die Sprache und selbst das Gesicht meines Gatten sich ändern sehe; er, der bis dahin so kalt, so protectormäßig war (das ist das artige Wort, ich will nicht sagen geringschätzend) scheint zu sagen: Ich kann mit diesem jungen Blondkopfe wie mit meines Gleichen umgehen; er steigt endlich von seinem Fußgestelle herab, um sich höflicher Weise mir gleich zu stellen, und ich versichere Dir, daß er dabei gewinnt, nicht mehr so hoch gesehen zu werden.

Als wir von Tische aufstanden (ich setze die Erzählung meines Tages fort,) schlug Madame Raymond, da es sehr heiß war und die Bibliothek ein großer Saal im Erdgeschoß ist, in welchem man eine angenehme Kühle genießt, vor bis zu der Stunde des Spazierganges Etwas zu lesen. Indem wir uns nach der Bibliothek begaben, gingen wir durch das kleine Treibhaus, das mein Gatte neben dem Salon hat bauen lassen; ich verließ einen Augenblick lang den Arm der Madame Raymond, indem ich zu ihr sagte, daß ich seit dem vorigen Tage die Blüthe eines Cactus belauere, dessen prachtvolle Blume, wie der Gärtner sagte, einen köstlichen Vanillegeruch aushauche.

— So lange als der Tag dauert, Madame, — sagte Herr Jean Raymond lächelnd zu mir, — wird Ihre Hoffnung getäuscht sein, diese Pflanze wird nicht blühen.

— Warum denn? — sagte ich zu ihm, indem ich ihm den Cactus zeigte, — sehen Sie die ungeheure Knospe, sollte man nicht sagen, daß sie sogleich aufblühen wird?

— Niemals am Tage, Madame; . . . alle wohlriechenden Cactus . . . und dieser Cactus grandiflorus, (verzeihen Sie diesen barbarischen Namen) gehört zu dieser Art; alle diese Cactus, sage ich, blühen immer nur nach Sonnenuntergange, und mit Tagesanbruche haben sie gelebt.

— Das ist wunderlich, Herr Raymond, und Sie sind dessen gewiß?

— Meine Mutter wird Ihnen sagen, Madame, daß ich mich während einiger Zeit leidenschaftlich mit der Botanik beschäftigt habe: ich kann Ihnen versichern, daß Sie heute Abend, denn diese Blüthe ist ihrer Reife nahe, diese ziemlich häßliche, mit langen grauen Borsten bedeckte Hülle sich in einen prachtvollen Kelch öffnen sehen werden, der im Innern silberweiß, und im Aeußern von feuriger Orangefarbe sein wird. Was den Vanillegeruch betrifft, den er aushauchen wird, so wird er so stark sein, daß er bis in Ihren Salon dringt.

— Und eine so prachtvolle Blume öffnet sich nur des Nachts, und lebt nur eine Nacht?

— Niemals mehr, — sagte Herr Jean; — aber welcher Glanz auch, Madame, welcher Wohlgeruch!

— Lassen Sie hören, meine liebe Albine, — sagte

Herr Duplessis lächelnd zu mir, — wenn Sie eine Blume wären, würden Sie es vorziehen einige Stunden lang wie diese prachtvolle Blume bewundert zu leben, oder lange und unbekannt wie das Gänseblümchen auf der Wiese?

— Man sollte wissen, — sagte ich zu ihm, — ob die Blumen als Selbstsüchtige für sich leben, oder ob sie, stolz und gefallsüchtig, das Bewußtsein der Bewunderung haben, die sie einflößen.

— Geben wir ihnen dieses Bewußtsein. Welches wäre dann Ihre Wahl? — sagte Herr Duplessis zu mir.

— Es scheint mir, daß die Frage falsch gestellt ist, — erwiederte Madame Raymond, munterer Weise. — Ich, ich würde ganz einfach fragen. Ist es besser eine Stunde lang zu verblenden und zu verschwinden . . . als immer zu gefallen?

— Aber wen verblenden, Madame? — sagte mein Gatte; — aber wem gefallen?

— Dem, was man liebt, — erwiederte Herr Jean Raymond.

— O! Dir, — sagte Herr Duplessis lachend, — Dir verbiete ich von Liebe zu sprechen.

— Und warum?

— Weil Du mir erklärt hast, daß Du niemals geliebt hast, daß Du niemals lieben wirst, und daß Du nicht an die Liebe glaubst . . .

— Gott sei Dank, Ferdinand, ich glaube daran ... bei Anderen.

— Aber bei Dir?

— Wenn ich lieben würde, so würde ich wohl daran glauben müssen.

— Bah! bah! Du wirst niemals lieben.

— Ich hoffe es wohl, mein lieber Ferdinand, denn, wie ich glaube, würde ich ein trauriger Liebhaber sein. Aber Du hast Madame Duplessis verhindert auf die Frage meiner Mutter zu antworten; ist es besser einen Tag lang Den zu verblenden, den man liebt, und zu verschwinden, oder beständig ihm zu gefallen?

— Es scheint mir, daß wenn man mehr liebt, als man geliebt wird, man vorziehen muß beständig zu gefallen, — sagte ich zu Madame Raymond, — und eine Stunde lang zu verblenden, wenn man weniger liebt, als man geliebt wird.

— Im Gegentheile, — sagte mein Gatte.

— Madame hat Recht, — sagte Herr Jean.

— Madame Duplessis hat nicht Unrecht, aber Herr Duplessis auch nicht, — fügte Madame Raymond hinzu.

Ich verzichte darauf Dir Bericht über diesen Streit abzustatten, der sehr lustig, sehr belebt war, und der während des ganzen Weges aus dem Treibhause nach der Bibliothek fortdauerte, in welcher wir bald ankamen.

IX. Capitel.

(Fortsetzung des Briefes Albinens.)

Als wir in die Bibliothek eintraten, sagte Herr Jean, der mit den Augen ein in seiner Nähe befindliches Bücherbret durchlief, zu meinem Gatten: — Sieh, Ferdinand, man spricht von der Unsterblichkeit der Seele, ich glaube daran . . . Aber hier ist auf eine fühlbare Weise der Beweis von der Unsterblichkeit des Verstandes, ... Homer, ... Sophokles, ... Ovid, ... Rabelais, ... Montaigne, ... Lafontaine, ... Racine, ... Molière, ... Byron, ... Lamartine! . . .

— Sagen Sie an, meine liebe Madame Duplessis, — sagte Madame Raymond, — welches von diesen Genies wollen wir ohne Umstände bitten, sich aus seiner Unsterblichkeit herabzulassen, um einige Augenblicke mit uns geringen Sterblichen zuzubringen. . . .

— Ich verlasse mich auf Ihre Wahl, Madame.

— Madame, — sagte Herr Jean zu mir, —

wollen Sie gewisse Stellen des Alcest aus dem Menschenfeinde vorlesen hören, wie Sie dieselben vielleicht niemals haben vorlesen hören?

— Dann bitten Sie Charpentier Molière zu nehmen, — sagte Madame Raymond zu mir, — hören Sie ihn, und Sie werden wie mein Sohn und ich sagen, daß niemals die derbe Rechtschaffenheit des Alcest, seine tugendhafte bittere Empörung einen bessern Ausleger gehabt haben, als unsern Freund.

— Wenn Madame Duplessis es wünscht, — sagte Herr Charpentier zu mir, ohne sich auf irgend eine Weise bitten zu lassen, — so werde ich thun, was sie will.

— Vortrefflich, — erwiederte mein Gatte. — Madame Raymond wird vielleicht so gütig sein, einige Stellen der Rolle der Celimene zu lesen?

— Das wäre sehr anmaßend von mir, — erwiederte Madame Raymond lächelnd, — und sehr über meine Kräfte. Indessen, da neulich Ihr Präfect meine Rolle als Marquise genügend gefunden hat, meine liebe Madame Duplessis, so werde ich Herrn Charpentier die Antwort geben, um unsere Vorlesung vollständig zu machen.

Hier sind gerade zwei Ausgaben von Molière vorhanden, — sagte Herr Duplessis, indem er Madame Raymond einen Band und Charpentier einen andern gab.

— Wollen Sie, daß wir Ihnen den Auftritt im

vierten Akt zwischen Alceſt und Celimene vorleſen, — ſagte Madame Raymond, indem ſie das Buch durchblätterte.

— Gewiß, Madame, die Wahl iſt vortrefflich, — ſagte Herr Dupleſſis; — das iſt einer der bewundernswürdigſten Auftritte im Menſchenfeinde.

Ich war, ich will nicht ſagen, ſehr beſorgt, aber ſehr neugierig zu wiſſen, wie Herr Charpentier ſich aus dieſem Vorleſen herausziehen würde; ich wußte durch Madame Raymond, daß er lange Handwerker geweſen war; ich fragte mich, ob er die Schwere dieſer großen Rolle würde ertragen können; wohlan, liebe Hermance, das Herz, das Gefühl, die Einfachheit, haben eine ſolche Macht, ein ſolches Blendwerk, daß Herr Charpentier uns ein unendliches Vergnügen machte; es iſt unmöglich ſich zugleich ungeſtümer, treuherziger und rührender zu zeigen. Selbſt die ein wenig barſche Stimme des Herrn Charpentier, ſelbſt ſein hartes Geſicht, obgleich voll ernſter Güte, vermehrten die Täuſchung noch, und machten einen vortrefflichen Alceſt aus ihm.

Was Madame Raymond betrifft, ſo hat ſie Alles übertroffen, was wir von ihr erwarteten; mein Gatte ſchien außer ſich vor Ueberraſchung und Bewunderung; ich theilte dieſe Bewunderung und dieſe Ueberraſchung gleichfalls; denn bis jetzt hatte ſich Madame Raymond trotz der Ueberlegenheit ihres Charakters und ihres Verſtandes immer nur als Das gezeigt, was man eine gute Frau nennt, ausgenommen an dem Tage, an

welchem sie die Rolle der Marquise und der vornehmen Dame so gut gespielt hatte; aber in Celimene war sie nicht allein die Anmuth, sondern die personificirte Feinheit, Eleganz, Koketterie; sie hatte Biegungen der Stimme, Stellungen, Geberden, Bewegungen des Kopfes, Lächeln, welche ihren Reiz und ihre Schönheit noch verdoppelten; mein Gatte konnte sich von seinem Erstaunen nicht erholen, durch seine Begeisterung blickte indessen ein Schimmer von Traurigkeit, die ich mir nicht erkläre; ich war entzückt. Ach! liebe Freundin, welche Zauberin!

Nein, siehst Du, Hermance, ich muß darauf verzichten Dir einen Begriff von ihrer einschmeichelnden Anmuth zu geben, als sie an Alcest jene fast liebkosenden Vorwürfe richtete, die indessen das Gepräge jener sanften Empörung trugen, welche einer rechtschaffenen Seele ein ungerechter Argwohn einflößt. Kaum hatte sie daher das Vorlesen dieser Scene geendigt, als mein Gatte ausrief:

— Das ist wundervoll. Ach! Madame, Sie söhnen mich mit Celimenen wieder aus... Nein, nein, sie ist nicht kokett; nein, sie hat nicht an Oronte geschrieben; sie liebt Alcest aufrichtig. Sie ist nicht eine Frau ohne Herz, sie ist ein edles und verehrungswürdiges Wesen.

— Das ist bei Weitem eher ein Tadel, als ein Lob, was Sie da an mich richten, Herr Duplessis. Hören Sie, warum ich es gut heiße, — begann Madame Raymond lachend wieder; — die Falschheit, so geschmückt sie auch sein möge, empört mich dermaßen, und Alcest

ist ein so wackeres Herz, daß ich in der That diese Verse ausgesprochen habe, als ob ich nicht an Oronte geschrieben hätte, und als ob ich den Mann mit den grünen Bändern wirklich liebte. Aber die Celimene Molière's dürfte diesen Auftritt nicht so aussprechen, und darum habe ich ihn falsch ausgesprochen: Celimene ist eine Kokette, nicht absichtlich, nicht um Alcest boshafterweise zu quälen; aber sie ist zwanzig Jahre alt... sie wird angebetet ...geschmeichelt.

— O! meine Mutter, erlauben Sie mir, nicht Ihrer Meinung zu sein, — sagte Jean, — Celimene hat eine kalte Seele,... ein hartes Herz...

— Ich glaube es wohl, — rief Charpentier in dem Tone zornigen Vorwurfes aus, — die wahre Celimene ist ein teuflisches Geschöpf; sie spielt mit mir wie eine Katze mit der Maus.

— Und Sie, mein Freund, — sagte ich zu meinem Gatten, welcher, nachdem er Madame Raymond seine Bewunderung ausgedrückt, die Augen auf sie mit einem seltsamen Ausdrucke heftete, — was meinen Sie dazu? halten Sie die Celimene Molière's trotz ihrer Koketterie für gut oder boshaft?

Zu meinem großen Erstaunen erbebte Herr Duplessis und schlug die Augen nieder, als ob es ihm unangenehm gewesen wäre von mir überrascht worden zu sein, wie er Madame Raymond anblickte; er antwortete auf meine Fragen mit augenscheinlicher Zerstreuung. Bald darauf verließ er uns fast plötzlich,

indem er einige zu ertheilende Aufträge vorwandte. Es wurde verabredet, daß er um vier Uhr wieder zu uns käme, um eine Spazierfahrt zu machen. Die Entfernung meines Gatten war nicht natürlich; er war so sichtlich verwirrt, zerstreut, daß selbst Madame Raymond es gewahr wurde und leise zu mir sagte:

— Was hat denn Herr Duplessis? Er hat uns mit einer sonderbaren Miene verlassen.

— Vielleicht, Madame, — antwortete ich ihr lächelnd, — vielleicht fürchtet er Sie mit dem Ausdrucke seiner Begeisterung zu ermüden, und er geht, sie den Wiesen, den Wäldern und Wolken zu sagen...

Da aber dieser Vorfall nichts Ernstes hatte, so vergaßen wir ihn bald. Die Unterhaltung dauerte zwischen Madame Raymond, ihrem Sohne, Herrn Charpentier und mir auf eine sehr interessante Weise von ihrer Seite über die verschiedenen Literaturzweige fort; vermöge der glücklichen Unstätigkeit der Unterhaltung kamen wir darauf von Lamartine zu sprechen, Du weißt, unserem Lieblingsdichter; ich sprach mit so vieler Begeisterung von ihm, daß Madame Raymond zu mir sagte:

— Wohlan! meine liebe Madame Duplessis, lassen Sie uns Lamartine lesen; es ist an Jean und an Ihnen die Reihe Ihre Schuld abzutragen.

Herr Raymond stand auf, holte einen Band der poetischen Harmonien, und übergab ihn mir, indem er sagte:

— Wollen Sie gefälligst wählen, Madame, und mir Das andeuten, was ich lesen soll.

— O! Herr Jean, — sagte ich zu ihm, — es bedarf dabei keiner Wahl, Alles hört sich gleich gut an.

— Wohlan! mein Freund, — sagte Madame Raymond zu ihrem Sohne, — schlage auf den Zufall hin auf . . .

Während Madame Raymond so zu Jean sprach, hatte ich einen wunderlichen Einfall. Ich wünschte, daß er das Buch bei einer Liebeselegie aufschlagen möchte, indem ich neugierig war zu wissen, mit welchem Ausdrucke er diese Verse lesen würde, er, der niemals geliebt hat und der niemals zu lieben hofft, wie er vorhin meinem Gatten gesagt hatte.

Der Zufall entsprach meinem Wunsche nicht, das Buch hat sich bei einer Harmonie geöffnet, welche den Titel hatte: Der Segen Gottes in der Einsamkeit, und Herr Jean fing an zu lesen.

Ich weiß nicht, Hermance, ob Du Dich des Gegenstandes dieser Harmonie erinnerst, er ist die Schilderung des einsamen, mildthätigen, den Studien gewidmeten und ein wenig beschaulichen Lebens einiger, durch gemeinsame Freundschaft vereinigter Personen. Das paßte, wie Du gestehen wirst, sonderbar und wundervoll auf uns; das hieß, so zu sagen, unsern Tag poetisiren.

Herr Jean las diese Verse mit unendlichem Reize.

Ich fand darin seine so sanften, so zarten Biegungen der Stimme wieder, die mich bereits früher so überrascht hatten. Indem er diese schönen, so rechtmäßig Harmonien genannten Verse las, wurden sie fast zur Musik. Der Eindruck, den ich bei dem Anhören dieser, mit so lieblicher und klangvoller Stimme vorgelesenen Dichtung empfand, war köstlich. Diese unaussprechliche Melodie wiegte mich ein; es schien mir, als ob ich einen entzückenden Traum hätte, als ob ich, ich weiß nicht welches göttliche Genie, uns verherrlichen hörte, uns, die wir hier vereinigt, gleichfalls den Segen Gottes in unserer Einsamkeit verdienten.

Hermance, ich gestehe es Dir, einen Augenblick lang hat mein Herz geblutet, als ich Herrn Jean mit so schwermüthigem Reize die Annehmlichkeiten dieses unbekannten, friedlichen und glücklichen Lebens vortragen hörte; ich erinnerte mich, daß seine Mutter, er und Herr Charpentier, ihr Freund, Geächtete waren ... die Gefahr schwebte immer noch über ihren Häuptern ... ein Zufall, eine Anzeige, konnte sie morgen, ... vielleicht heute ins Verderben stürzen! Welchen Muth, welche Verachtung oder welche Gewohnheit der Gefahr besaßen denn alle Drei, um sich so zu vergessen? Wie vortrefflich muß das Herz der Madame Raymond sein, indem es mitten in den traurigen Sorgen, von denen es sicher gequält wird, nur an mich denkt, meine Schritte auf dieser neuen Bahn leitet, auf welcher ich so viele Zufriedenheit mit mir selbst, so viel Ursache

der Hoffnung finden soll und bereits finde, wie Du nach meinem Briefe begreifen wirst!

Gegen vier Uhr kehrte Herr Duplessis zurück uns seinem Versprechen gemäß abzuholen, um eine Spazierfahrt zu machen; Herr Jean und Herr Charpentier entschuldigten sich, uns nicht zu begleiten. Ihrer Gewohnheit gemäß zogen sie es aus Vorsicht vor, den Park nicht zu verlassen, da das Signalement des Herrn Jean in alle Meiereien der Gegend gesandt worden war.

Ich fand an Herrn Duplessis nicht mehr die geringste Spur seiner Verwirrung vom Vormittage, deren Ursache mir unbekannt gewesen war und noch unbekannt ist. Ich weiß nicht, ob die Prophezeiung der Madame Raymond in allen Punkten in Erfüllung gehen und ob meine Umgestaltung die meines Gatten herbeiführen wird; aber ich muß zugeben, daß er sich während unserer Spazierfahrt immer liebenswürdiger zeigte; er beschäftigte sich sogar so ausschließlich mit mir, daß ich in seinen ungewohnten Aufmerksamkeiten, seinen Zuvorkommenheiten, über die ich sehr glücklich war, fast etwas Gesuchtes hätte sehen können, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Blick und ein bedeutsames Lächeln der Madame Raymond mir zu sagen schien: — Was hatte ich Ihnen versprochen?

Wahr ist es, daß mein Gatte nicht mehr derselbe war; in dem Maße als er herzlicher, liebevoller wurde wurde auch ich vertrauender, und er schien mir wahrhaft liebenswürdig. Gewöhnlich, wenn ich mit ihm jene

langen Besuche auf seinen Gütern machte, ertheilte er seine Befehle, unterhielt sich mit seinen Pächtern, richtete aber selten das Wort an mich; er war an diesem Tage im Gegentheile sehr gesprächig und interessirte uns sehr.

»Aus einem erhabenen Gesichtspunkte betrachtet, wie sie es zu werden verdient, — sagte Madame Raymond zu uns, — gibt es nichts Schöneres als die Landwirthschaft; nichts Anziehenderes, wenn man die unermüdliche Freigebigkeit der Erde, dieser guten Nährmutter berücksichtigt, die verschwenderisch wie alle Mütter ist, alles Das gibt, was sie geben kann, mehr sogar, als sie geben kann, bis erschöpft, ausgetrocknet durch die unverständige und strafbare Habgier ihrer Kinder die erzeugende Kraft ihr fehlt.

»— Wenn man dagegen ihre göttliche Fruchtbarkeit nicht mißbraucht, und wenn man sie mit Schonung, mit L i e b e behandelt, — fügte mein Gatte lachend hinzu, — so ist sie unerschöpflich.«

Madame Raymond war sehr beredt, als sie uns das Landleben mit Gewerbfleiß untermischt, und durch alle geistigen Genüsse, als den erhöheten Zweck und das ideale Ziel der Menschheit zeigte. Je mehr die Civilisation und der allgemeine Unterricht Fortschritte machen würden, — sagte sie, — desto mehr würde man sich von dem gekünstelten und die Sitten verderbenden Leben der Städte entfernen, wobei sie folgende scharfsinnige Betrachtung hinzufügte: »Daß man allein

auf dem Lande den wahren Werth des Geldes erkennt, indem man sieht, daß der Preis der geringsten Ueberflüssigkeit, zum Beispiel zehn Franken, genügt, um in unserer Gegend die Arbeit eines Tagelöhners zehn Tage lang zu bezahlen.«

Diese Unterhaltungen, welche Dir ohne Zweifel zu ernst scheinen werden, wußte Madame Raymond anziehend, und besonders so angenehm, so heilsam für das Herz zu machen, daß man ihr mit Wonne, mit Dankbarkeit zuhörte. Wir sind durch die Melkerei in dem Augenblicke zurückgekehrt, wo die Heerden nach den Ställen zurückkehrten. Ueber einer unermeßlichen, hier und da mit hohen Bäumen beschatteten Wiese ging die Sonne unter, und warf ihren goldenen Schein auf die schönen Kühe, welche langsam in dem hohen Grase weideten, einen Augenblick bei unserem Anblicke stehen blieben, und ihre ruhigen und sanften großen Augen auf uns hefteten.

— Finden Sie nicht, — sagte Madame Raymond zu uns, daß diese schönen Thiere die Sanftmuth, die mütterliche Fruchtbarkeit personificiren, wenn sie mit ihrer geduldigen Ruhe ihre mit Milch angeschwellten Euter melken lassen?

— Demnach auch, Madame, — sagte mein Gatte, nennen unsere Landleute mit Recht ihre Kuh das wahre gute Thier des lieben Gottes.

— Und man geht auf das Museum die Gemälde Paul Potter's zu bewundern, — sagte Madame

Raymond. — Sehen Sie, ob jemals die idealisirteste Kunst dieser Wirklichkeit nahe kommen wird; man würde eine Stunde damit zubringen ein solches Gemälde zu bewundern . . . Gestehen Sie endlich, Herr Duplessis, — fügte Madame Raymond hinzu, indem sie auf eine unserer letzten Unterhaltungen anspielte, — gestehen Sie, daß es schmerzlich, daß es unmenschlich ist, daß wir allein dieses wundervolle Bild genießen, von dem wir alle Umstände würdigen, während dieser arme Kuhhirt, der dort die Heerde vor sich hertreibt, wie ein Blinder mitten in diesen Schönheiten lebt, die uns entzücken? Welches Unglück läge darin, wenn er wie wir das Bewußtsein und den Genuß dieses wundervollen Bildes hätte, von dem er eine der Personen bildet? Würde das nicht seine erhabene Seele erheben, indem es ihn zu Gott . . . dem Schöpfer dieser Herrlichkeiten erhöbe!«

Ach! Hermance! wie schön und rührend Madame Raymond war, als sie so sprach! Besonders dann, wenn sie Fragen des Herzens und der Menschheit aufwirft, wird der Ausdruck ihres Gesichts und ihrer Stimme unwiderstehlich. Uebrigens hatte sie Recht das Bild zu preisen, das sich vor unseren Augen befand, Der größte Künstler der Welt wäre vielleicht nicht im Stande gewesen, diesen Paul Potter des lieben Gottes wiederzugeben, wie die Mutter des Herrn Jean sagte, denn es ist mir unmöglich ihn von ihr abzusondern; es findet zwischen ihnen eine solche Uebereln-

stimmung der Gedanken, der Worte und des Ausdruckes statt, daß es für mich einerlei ist, den einen oder die andere zu hören.

Ich war entzückt über Das, was ich sah, ein Bild, das ich hundert Male betrachtet hatte, ohne es zu sehen. Diese herrlichen Thiere von mannichfaltiger Farbe, von dem Silberweiß bis zu dem Goldgelb, bis zu dem Ebenholzschwarz . . . waren in der Wiese gezeichnet; die Sonne schien im Untergehen auf sie, wie auf das Gras und auf die Bäume, deren Grün gegen Abend so glänzend wird, eine Art von hochrothem Schmelz zu werfen; der hohe Hügel, der in dem Hintergrunde das Thal begrenzt, hinter welchem die Sonne unterging, verschleierte sich mit einem bläulichen und goldenen Dunste, während die Fensterscheiben der Gebäude der als Sennerhütte gebauten Melkerei unter dem Ueberhange ihres langen Daches von rothen Ziegeln zu flammen schienen.

Ich wiederhole es Dir, ich hatte dieses Bild hundert Male vor Augen gehabt, und niemals hatte es mich überrascht; an diesem Abende hätte ich, wie Madame Raymond sagte, stundenlang in dieser Anschauung zubringen können, welche meine Seele mit Ruhe und Heiterkeit erfüllte.

Wir kehrten nach la Riballière zum Mittagsessen zurück. Unser Abend vervollständigte unsern Tag auf würdige Weise: Madame Raymond und ich musicirten; ich hatte mein Piano seit so langer Zeit nicht geöffnet,

daß ich zögerte, aber ich mußte mich in die Bitten unserer Freunde ergeben; ich hatte mehrere unserer vierhändigen Phantasien, Du weißt, unserer Variationen über das köstliche Thema aus der Zauberflöte von Mozart, die wir so oft mit einander gespielt haben. Madame Raymond ist wenigstens von Deiner Stärke, liebe Hermance; neben ihr, wie neben Dir, bin ich daher auch nur eine Schülerin. Als ich meine Schuld abgetragen hatte, willigte Madame Raymond, deren Gefälligkeit unerschöpflich ist, ein über das Thema der letzte Gedanke von Weber zu improvisiren.

Hermance, ich versichere Dir, unter der Hand dieser außerordentlichen Frau erklang das Piano mit so klagender Schwermuth, daß Worte, wären sie auch von Lamartine gewesen, nicht ausdrucksvoller, sprechender als diese Töne hätten sein können... Wir waren wie bezaubert, sie selbst unterlag diesem Eindrucke; ein herzzerreißendes Lächeln auf den Lippen, ihre großen blauen Augen benetzt, schüttelte sie von Zeit zu Zeit traurig den Kopf, als ob sie dem schmerzlichen Schauspiele einer dahinsterbenden Seele beigewohnt habe, welche gegen den Tod kämpft und sich an das Leben wieder durch einen letzten Gedanken anzuklammern sucht... der rührend wie die letzte Anstrengung des Geistes, herzzerreißend wie der Todeskampf ist.

Herr Duplessis schien weniger ergießend in seiner Bewunderung, als er es am Morgen gewesen war; aber sein Eindruck war deshalb nur um so tiefer.

Denn, etwas bis jetzt für mich Unbekanntes, und dessen ich ihn niemals für fähig gehalten hätte, ich sah ihn weinen. Während er verstohlener Weise seine Thränen abtrocknete, sagte ich zu der Mutter des Herrn Jean:

— Sehen Sie doch Herrn Duplessis, wie gerührt er ist . . . Ist diese Thräne nicht der aufrichtigste Beifall?

— Ich würde meinen Erfolg unendlich bedauern, — antwortete sie mir, — wenn ich Herrn Duplessis unter dem Eindrucke der Traurigkeit lassen müßte, aber um unsern Abend nicht so zu schließen, bitten Sie meinen Sohn Ihnen die aragonische Freiheit zu singen, eine freilich matte französische Uebersetzung eines wundervollen Kriegsgesanges der spanischen Insurgenten, welche vor Kurzem für die Unabhängigkeit gekämpft haben; dieser Gesang ist wirklich originell und von bewunderungswürdiger Energie; ein seitdem erschossener Hauptmann eines Freicorps, Namens Romero Lopez, hat, wie man sagt, diese Worte auf eine aragonische Volksmelodie von wildem und stolzem Charakter gedichtet. Sie werden darüber urtheilen.

Ich stellte diese Bitte an Herrn Jean, während Herr Duplessis schweigend und so in Gedanken vertieft blieb, daß er nicht einmal ein Compliment an Madame Raymond gerichtet hatte. Habe ich nöthig Dir zu sagen, daß Herr Jean auf die gefälligste Weise von der Welt meinem Wunsche nachgab. Du weißt, Hermance, daß

ich wenig kriegerisch, sehr verzagt bin, und durchaus keine der tapferen Eigenschaften einer Bradamante, einer Chlorinde oder anderer Amazonen habe; wohlan! dieser Gesang der Tapferkeit und des Krieges wurde von Herrn Jean mit einer solchen Energie ausgeführt, er betonte auf eine so hinreißende Weise folgenden, doch sehr alltäglichen Vers:

Entendez-vous ce cri de guerre!
Combattons pour la liberté!

(Hört Ihr dieses Kriegsgeschrei! laßt uns für die Freiheit kämpfen!)

daß das Blut mir in das Gesicht stieg. Zum ersten Mal begriff ich Das, was der Heldenmuth der Empörung, die Schwärmerei der Freiheit sein kann; Nichts ist außerdem natürlicher, als die Leidenschaft des Herrn Jean, als er dieses Kriegslied sang; er drückte seine eigenen Gefühle aus, und das zwar nicht mit Ausbrüchen der Stimme oder mit heftigen Geberden, nein, seine Stimme bebte, aber halb durch eine tiefe, fast religiöse Rührung gedämpft.

Nun begriff ich auch, was mir bis dahin seltsam geschienen hatte: daß Herr Jean niemals Jemand Anderes, als seine Mutter und die Freiheit lieben könne.

. . . .

So verlebten wir diesen Tag, meine liebe Hermance; vergleiche ihn mit jenen endlosen Tagen, welche ich ehedem in einer albernen Erstarrung hinschleppte,

und sage mir, ob die Mutter des Herrn Jean nicht eine wohlthätige Fee ist? Nichts hat sich um mich herum geändert, und doch hat Alles ein anderes Ansehen angenommen: Alles, bis auf meinen Gatten, der seit jenem glückseligen Tage sich so artig zeigt, daß ich nicht mehr bezweifle, vielleicht eines Tages an ihm, Du weißt? den zärtlichen und lustigen Gefährten des Festes meiner Jugend zu finden! . . . Wahr ist es, daß ich noch keine Lust habe ihn zu umarmen, aber Madame Raymond ist eine so große Zauberin, daß diese Lust vielleicht kommen wird . . .

Ernstlich, sage, Hermance, welch liebenswürdiges Wesen die Mutter Jean's ist. Findest Du sie nicht noch über Alles erhaben, was uns die Freundin Deiner Mutter von ihr sagte? Welches Herz, welcher hohe Verstand! und dabei so einfach, so liebreich, so gleich . . . Ach! Hermance . . . Hermance, ich begreife hinlänglich, daß Herr Jean, da er das unerhörte Glück hat eine solche Mutter zu besitzen . . , nur sie . . . und die Freiheit auf der Welt liebt . . .

Lebe wohl, liebe Freundin. Ich freue mich über das Vergnügen, das Dir dieser lange Brief verursachen wird.

Bitte Gott und alle Heiligen den Wundern der Madame Raymond beizustehen, . . . damit sie recht schnell die vollständige und glückliche Umgestaltung meines Gatten beendigt.

Ich weiß nicht, warum diese Umgestaltung für mich ... ein doppeltes Glück scheinen würde ...

— Warum ein doppeltes Glück? — wirst Du mich fragen.

— Ich weiß es nicht ... ich ahne das ...

Sobald ich besser über mich selbst unterrichtet sein werde, werde ich Dir schnell schreiben.

Lebe wohl ... Ich umarme Dich.

Deine sehr glückliche und viel hoffende
Freundin.

X. Capitel.

Fortsetzung des Tagebuches.

Ich verliere den Verstand . . . meine vor zwei Monaten fast gänzlich hergestellte Gesundheit verschlimmert sich außerordentlich; ich bin von einem Fieber, von einer beständigen Ueberreizung geplagt; ich schlafe kaum, und wenn ich schlummere, so tritt das bezaubernde Bild der Madame Raymond vor meine Seele, um meine kurze Ruhe zu stören.

Statt auf der verhängnißvollen Bahn stehen zu bleiben, auf welcher das Schicksal mich vorwärts treibt, lasse ich mich von meiner blinden Leidenschaft fortreißen; sie wird irgend einen schrecklichen Ausbruch herbeiführen . . .

Es verfließt kein Tag, an welchem ich nicht einen neuen Reiz an Madame Raymond entdecke. Neulich, welche Anmuth, welche Feinheit sie bei der Vorlesung der Celimene zeigte, und am Abend, als sie Piano spielte, welcher Geschmack! welche Seele . . . in ihrer

Ausführung! Letzthin haben wir Corneille und zwei Fabeln von Lafontaine gelesen; ich weiß nicht was mich mehr überrascht hat, ob es die Art und Weise war, mit welcher diese außergewöhnliche Frau las, oder die Zartheit und Erhabenheit ihres Urtheils über Corneille und Lafontaine, . . . und immer so liebenswürdig und so schön.

Ja, schön, so wundervoll schön, daß ich sie mit ebenso viel Feuer als vor elf Jahren wünsche . . .

Ei! warum spricht sie mir von meiner Frau? warum rühmt sie mir ihre Jugend, ihren Verstand, ihre Schönheit! Was liegt mir daran, sie flößt mir Nichts ein; es hat des unbegreiflichen Einflusses, einer Art von Zauber, bedurft, den Madame Raymond auf mich ausübt, um mich dazu zu bringen ihr aufrichtig (ich war damals aufrichtig) zu versprechen, mein Benehmen gegen Albinen zu ändern, ihre Liebe für mich zu erwecken, kurz mich zu bestreben, der Geliebte meiner Frau zu werden.

Einen Augenblick lang habe ich gefühlt, daß darin mein zukünftiges Glück liege, und vielleicht hätte ich mein Wort gehalten, wenn ich nicht täglich Madame Raymond vor Augen gehabt hätte, von der meine Frau immer nur eine bleiche und farblose Copie sein wird.

Und dennoch habe ich mir alle Mühe gegeben, um den Rath der Madame Raymond zu befolgen, ich habe mich bemüht, zuvorkommend gegen Albine zu sein, aber ich habe nicht lange heucheln können, ich fühle Nichts

für sie; was ich ihr Liebenswürdiges und Zärtliches zu sagen suchte, schien mir ein an Madame Raymond begangener Diebstahl; ich konnte aber eine solche Rolle nicht länger fortsetzen; mit jedem Augenblicke versagten mir das Herz und die Sprache den Dienst.

Ich täusche mich nicht über die Folgen meiner Rückkehr zu meiner ersten Kälte gegen Albine, sie muß sich um so mehr dadurch verletzt, gedemüthigt fühlen, da sie aufrichtig meinem Entgegenkommen geantwortet hatte; ihre Gezwungenheit verschwand, sie schien so glücklich wegen der Veränderung, die in mir vorging, sie suchte mir gleichfalls zu gefallen, und verlangte, ich bin überzeugt davon, nur zu lieben und geliebt zu werden! . . .

Und jetzt werde ich plötzlich wieder gegen sie kälter, noch viel eisiger als in der Vergangenheit. Sie hat indessen bis jetzt Nichts von ihren Empfindungen verrathen . . . Gleichviel, Verstellung liegt in ihrem Charakter . . . Ha! die Gelegenheit ist schön für Jean . . . Niemals werde ich, da er in dem vertrauten Umgange einer jungen und hübschen Frau lebt, und ohne Zweifel meine Kälte gegen sie, und den Unwillen bemerkt hat, den sie ohne Zweifel darüber empfindet, trotz seiner scheinbaren Gleichgültigkeit glauben, daß er nicht daran denkt die Umstände zu benutzen . . .

O! mein Gott, möge er sie benutzen! Was würde mich das kümmern? Denke ich etwa an meine Frau?

Ich habe keine Zeit mehr eifersüchtig zu sein, und ich bin es außerdem immer nur aus Stolz gewesen; ich bin gefühllos gegen die Furcht vor der Entehrung, vor dem Lächerlichen geworden; alle lebendigen Kräfte meines Herzens sind auf meine thörichte Leidenschaft gerichtet, und ich wende alle Mittel meines Verstandes dazu an, sie vor Aller Augen, besonders vor denen der Madame Raymond zu verbergen. Ich glaube, daß es mir gelingt; zwanzig Mal ist indessen ein Geständniß auf meine Lippen getreten, aber das Entsetzen hat mich zurückgehalten . . . Ich kenne Madame Raymond jetzt hinlänglich, um im Voraus ihre Antwort zu errathen; ich höre sie mir ohne Zorn, ohne Geringschätzung, sogar lächelnd wie eine gute und rechtschaffene Frau sagen, welche Mitleiden mit einem Blödsinnigen oder Sinnlosen hat:

»— Gehen Sie, mein lieber Herr Duplessis, erlassen Sie mir diese schlechten Scherze; schonen Sie doch ein wenig eine arme alte Frau von fünf- und vierzig Jahren, die einen Sohn hat, der älter ist als sie, versprechen Sie mir daher, nicht mehr von solchen Thorheiten zu sprechen, kehren Sie zu Ihrer liebenswürdigen Frau zurück, die allein der Liebe würdig ist, die Sie mir die Ehre erzeigen mir anzubieten, und bleiben wir gute Freunde.«

Ja, das ist es was sie mir antworten würde, es sei denn, daß sie nicht mit vernichtender Verachtung zu mir sagte:

»— Mein Herr, Sie lassen mich die Gastfreundschaft theuer bezahlen, die Sie uns bewilligt haben; in einer Stunde werden wir Ihr Haus verlassen haben.«

So würde mein Geständniß aufgenommen werden, ich fühle es, ich weiß es, und dennoch kann ich mich nicht enthalten sie zu lieben, sie voll Trunkenheit, voll Wuth zu begehren.

. . . .

Was soll ich anfangen? was werde ich beschließen? Ich schaudere bei dem Gedanken, daß diese Leidenschaft zu denen gehört, die man der Frau nicht eingesteht, die sie einflößt, und die dennoch selbst nicht vor dem Unmöglichen stehen bleibt.

. . . .

O! was ich leide, mein Gott! was ich leide!

. . . .

Ich war fest überzeugt, daß ich früh oder spät dieser schimpflichen Versuchung unterliegen würde . . .

Was habe ich dabei gewonnen? Die Ahnung, welche mich quält: »— Diese rasende Leidenschaft wird zu irgend einem abscheulichen Ausbruche führen.«

Sammeln wir unsere Erinnerungen.

Vielleicht werde ich, wenn ich sie geschrieben, materiell wiedergegeben sehe, mich vor mir selbst schämen und an dem Abhange des Abgrundes stehen bleiben, dem ich zueile.

Das von Madame Raymond bewohnte Zimmer bietet eine besondere Einrichtung: das eine von den Feldern der

Hautelisse-Tapete kann nach Belieben in einer Falze gleiten, und bietet auf diese Weise eine schmale Oeffnung, durch welche man sich heimlich in das Schlafzimmer der Madame Raymond schleichen kann. Diese Oeffnung führt auf einen ziemlich langen Gang, dessen äußerer Ausgang mit einer Gerümpelkammer in Verbindung steht.

Indem ich anfangs das Tapetenzimmer für die Wohnung der Madame Raymond bezeichnete, habe ich besonders daran gedacht, sie, ebenso wie Jean und Charpentier, in dem abgelegensten Theile des Hauses und in einer Wohnung unterzubringen, welche vermöge des geheimen Ganges, für den äußersten Fall, wo Alles entdeckt und man zu mir gekommen wäre, um meine Gäste zu verhaften, einen sehr nützlichen Ausgang bieten könnte.

In dem Maße, als ich mich von meiner Liebe fortreißen ließ, fiel mir diese geheime Verbindung unwillkürlich wieder ein. Endlich bin ich heute Morgen, da ich wußte, daß Madame Raymond mit Albinen ausgegangen war, durch diesen Gang gegangen; an die bewegliche Füllung gekommen, habe ich mich versichert, daß sie ungehindert in der Falze glitt; hierauf habe ich mir mittelst einer unmerklichen, in der Tapete längs der Einfassung angebrachten Oeffnung das Mittel verschafft, Alles zu sehen und zu hören, was sich in dem Schlafzimmer der Madame Raymond zuträgt.

Heute Abend habe ich meiner Gewohnheit gemäß meine Gäste bis an die Thür ihrer Wohnung begleitet; dann, nachdem ich meine Frau in ihr Zimmer zurückgeführt hatte, bin ich in das meinige zurückgekehrt. Nach Verlauf einer Stunde, während welcher mir das Herz hundert Mal heftiger geklopft hatte, als zur Zeit meines ersten Liebesrendezvous, habe ich in der Dunkelheit den geheimen Gang eingeschlagen. An dem schmalen Lichtstreifen, welcher durch die in der Tapete angebrachte Oeffnung fiel, habe ich gesehen, daß Madame Raymond in ihr Zimmer zurückgekehrt war, nachdem sie sich ihrer Gewohnheit gemäß einige Augenblicke mit ihrem Sohne unterhalten hatte. Man ging mittelst einer kleinen Treppe zu ihm hinauf, die von einem großen Toilettenkabinette ausging, welches sich neben dem Schlafzimmer der Madame Raymond befand.

Von dem Orte aus, wo ich versteckt war, sah ich drei Seiten dieses Zimmers; in dem Hintergrunde den Alkoven; gegenüber das Kamin, und auf der andern Seite die beiden auf den Park gehenden Fenster.

Vor dem Spiegel des Kamins stehend, hatte Madame Raymond damit angefangen, die sehr einfache Haube abzunehmen, welche sie trug; hierauf machte sie ihr schwarzes Kleid auf, welches, zu ihren Füßen gleitend, ihren Hals, ihren Busen, ihre Schultern und ihre Arme entblößte. Ich war geblendet. Der schönste griechische Marmor hätte weder weißere, noch reinere Um-

risse geboten; aber was der Marmor nicht hat, und was ich bis dahin niemals bei irgend einer Frau gesehen hatte, das war eine so frische, sammetartige Haut, daß sie jenen Glanz, jene leuchtende Glätte hatte, welche die Haut einen Augenblick lang bewahrt, wenn sie sich soeben in dem Wasser gebadet hat.

Das Licht leuchtete und spielte auf dieser breiten und festen Brust, auf diesen schönen Schultern mit Grübchen, auf diesen reizenden Armen, die ebenso frisch glänzend waren, als wenn Madame Raymond eine Minute vorher aus dem Bade gekommen wäre. Nichts Köstlicheres, als die Biegung dieses perlmutterweißen Halses, an welchem sich sehr tief unten ihre prachtvollen blonden Haare anschlossen, die hinter dem Kopfe in eine dicke Flechte mit goldigem Scheine gewunden waren. Ich weiß nicht, ob Madame Raymond ein Gefühl unwillkürlichen Stolzes dabei empfand, daß sie sich noch so schön sah; aber es schien mir, daß sie, vor dem Spiegel stehend, ihre beiden Arme über ihren Kopf erhoben, um ihre Haube wieder zu befestigen, einen Augenblick ihrem Bilde zulächelte.

Hierauf, indem sie bald tiefsinnig wurde, setzte sie sich, statt fortzufahren sich zu entkleiden, indem sie mit ihrem Mieder von Barchent und ihrem Unterrocke bekleidet blieb, auf einen Sessel, ihre kleinen Füße ausgestreckt, ihre beiden Arme über ihren Busen gekreuzt, als ob sie einem Instincte der Züchtigkeit gehorcht habe, und den Kopf auf die Brust geneigt.

Welches waren die Gedanken der Madame Raymond während vielleicht einer Viertelstunde, die sie auf ihrem Platze blieb, ... ich weiß es nicht; aber ihr Gesicht nahm allmälig einen unendlich schwermüthigen Ausdruck an; ihre großen blauen Augen blickten starr in die Luft, und zwei oder drei Mal erhob ein langer Seufzer ihren Busen ... Hierauf, indem sie aus ihrer Träumerei erwachte und aus ihrem Busen ein kleines, an einem goldenen Kettchen befestigtes Medaillon zog, das sie am Halse trug, und das ich noch nicht bemerkt hatte, drückte sie es mit einer Art von leidenschaftlicher Gluth an ihre Lippen, ... wobei sie leise flüsterte:

— Ach! wenigstens ... bleibt mir Dein Sohn.

Und sie legte ihre Hand vor ihre feuchten Augen.

Ohne Zweifel dachte sie an ihren seit gar vielen Jahren gestorbenen Gatten.

Bald darauf schlug es Mitternacht. Bei dem lauten Klange der Glocke fuhr Madame Raymond auf, schauderte leicht, entkleidete sich hierauf vollends langsam, und . . . .

. . . .

Hier war mein Tagebuch unterbrochen und zerrissen.

Es war unterbrochen, weil die Ereignisse so rasch, so wichtig auf einander gefolgt sind, daß ich es erst lange nach dieser Zeit wieder habe vornehmen können.

Dieses Tagebuch war zerrissen, weil ich, nachdem ich in Feuerzügen die letzten Erinnerungen dieser ver-

hängnißvollen Nacht niedergeschrieben hatte, dieses Blatt zerriß, verzweifelt nicht auch in meinem Gedächtnisse das glühende Bild auslöschen zu können, das es quält ...

Nach einer damit zugebrachten Stunde, so schimpflicher, verrätherischer Weise Madame Raymond zu belauern, war ich außer mir, trunken, rasend vor Liebe und Verlangen in mein Zimmer zurückgekehrt ...

. . . .

Am frühen Morgen stieg ich zu Pferde, indem ich einen langen Ausgang und Geschäfte vorschützte, die ich in Chambly zu ordnen habe. Ich ließ meine Frau benachrichtigen, daß ich erst zum Mittagsessen, und vielleicht noch später zurückkehren würde. Ich hoffte während dieses Tages der Einsamkeit dazu zu gelangen mich wieder zu beherrschen. Ich empfand auch eine gewisse Scham wieder vor Madame Raymond zu erscheinen, nachdem ich, obgleich ohne ihr Wissen, auf eine unwürdige Weise das Asyl entweiht, in welches sie sich geflüchtet hatte.

Ich täuschte mich nicht, ich hatte einer übermenschlichen Kraft nöthig gehabt, um nicht in das Zimmer der Madame Raymond, auf die Gefahr eines schrecklichen Auftrittes hin, einzutreten, denn Jean und Charpentier wohnten ganz nahe; ich fühlte, daß wenn ich unsinnig genug wäre mich ein zweites Mal einer solchen Versuchung auszusetzen, ich ihr nachgeben würde, was sich auch ereignen möchte ...

Dadurch, daß ich mich beständig mit diesem schändlichen Gedanken beschäftigte, faßte ich ihn am Ende in seiner ganzen Abscheulichkeit, in allen seinen gräßlichen Folgen ins Auge; ich kehrte ruhiger, und fast das Geschehene bereuend nach Hause zurück. Zu größerer Sicherheit zog ich es indessen vor, Madame Raymond an diesem Abend nicht wiederzusehen; ich ließ sagen, daß ich mich ein wenig unwohl befinde, und ich blieb den ganzen Abend über in meinem Zimmer.

Es war ohngefähr elf Uhr, und ich bereitete mich vor mich zu Bett zu legen, als mein Kammerdiener mir meldete, daß Madame Claude mich auf der Stelle zu sprechen wünsche; ich ließ sie eintreten.

Nach ihrer besorgten und geheimnißvollen Miene errieth ich, daß sie mir irgend eine Mittheilung zu machen habe; ich schickte meinen Bedienten fort, und blieb mit ihr allein.

— Nun denn! Madame, — sagte ich zu ihr, — was gibt es?

— Ich fürchte das Vertrauen des Herrn verscherzt zu haben . . .

— Was wollen Sie damit sagen? . . .

— Aber ich werde wenigstens meinen Fehler theilweise wieder gut gemacht haben . . .

— Lassen Sie hören! erklären Sie sich, Madame Claude!

— Ich hatte bereits bemerkt, daß Madame zuweilen

lange, zu verschiedenen Malen unterbrochene Briefe schrieb; ich werfe mir es daher auch jetzt vor, Sie nicht davon benachrichtigt zu haben . . .

— Meine Frau schrieb ohne Zweifel an ihre Mutter?

— Nein, mein Herr, denn ich werde damit beauftragt die Briefe auf die Post zu geben, welche Madame an ihre Frau Mutter geschrieben hat.

— Und die Briefe, von denen Sie sprechen?

— Ich weiß weder an wen, noch durch wen sie Madame bis jetzt abgesandt hat; aber heute Abend hat Madame, ehe sie zu Bette ging, zu mir gesagt: — »Meine liebe Madame Claude, hier ist ein Brief, den ich Sie bitte morgen früh auf die Post zu geben, Sie selbst, Sie verstehen . . . Sie selbst, — fügte Madame hinzu, — und es ist unnöthig irgend Jemand von den Leuten des Hauses zu sagen, daß ich Ihnen diesen Auftrag gegeben habe.«

— Und an wen war dieser Brief adressirt?

— Hier ist dieser Brief, mein Herr, — sagte Madame Claude zu mir, indem sie den Brief aus ihrer Tasche zog.

Ich nahm rasch den Brief; er hatte zur Aufschrift: An Mademoiselle Hermance von Villiers, Straße d'Anjou, Nr. 17 in Paris.

— Ich werde diesen Beweis Ihres Eifers nicht

vergessen, Madame Claude; es versteht sich von selbst, daß wenn meine Frau Sie mit anderen Briefen beauftragte . . .

— So werde ich sie Ihnen wie diesen bringen.

Madame Claude entfernte sich, und ich las folgenden Brief.

XI. Capitel.

Albine an Hermance.

Lies diesen Brief sehr aufmerksam, meine Freundin; dieses Mal erwarte ... verlange ich eine schnelle Antwort, mein Kopf ist in einem solchen Chaos, daß, wenn ich Dir Alles erzählt haben werde, Du vielleicht heller als ich selbst in meiner Lage sehen wirst: dann wirst Du mir rathen, oder Du wirst mir vielmehr sagen: »Sieh, woran Du bist, ... sieh, wohin Du gehst, ... urtheile, nimm Dich in Acht, und entscheide Dich ...«

Gewisse Stellen dieses Briefes werden Dir zeigen, warum ich mich unter so schwierigen Umständen nicht an Madame Raymond wende, zu der ich ein sehr rechtmäßiges Vertrauen habe ...

Du hast durch meinen letzten Brief den vortrefflichen Rath erfahren, den mir diese verehrungswürdige Frau gegeben hatte; wie ich es ihm verdanke aus einer abstumpfenden und schimpflichen Unthätigkeit herausge-

treten zu sein. Ich habe Dir die Erzählung von einem unserer Tage gegeben; die anderen sind weder weniger glücklich, noch weniger gut angewandt gewesen, denn die Genüsse des Herzens und Geistes sind unerschöpflich; endlich hast Du meinen Entschluß erfahren, mich in den Augen des Herrn Duplessis in der Hoffnung umzugestalten, an ihm eine zärtliche Neigung, das einzige Glück zu finden, das mir fehlte, um das neue Leben zu vervollständigen, das die Mutter Jean's mir offenbarte.

Um zu diesem so sehr von mir ersehnten Resultate zu gelangen, habe ich bei meinem Gatten Alles versucht; ich habe vergessen, mit welcher grausamen Selbstsucht er lange in mir Alles erstickt hatte, was Verständiges und Großmüthiges in mir liegen mochte; ich habe mich bemüht ihm zu gefallen, von ihm geliebt zu werden, wie ich es zu verdienen glaube. Kurz, wie ich Dir in meinem letzten Briefe gesagt habe, ein unerläßlicher Instinct näherte mich meinem Gatten wieder, als ob ich in seiner zärtlichen Zuneigung eine Zuflucht, einen Schutz gegen eine Gefahr hätte finden müssen, welche ich dunkel ahnete.

Diese Gefahr (ist es eine Gefahr?) kenne ich jetzt; ... vielleicht würde ich sie ohne eine plötzliche Aenderung in der Art und Weise, wie Herr Duplessis gegen mich handelte, niemals errathen haben. Indessen, ich muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, während einiger Zeit hat er sein Möglichstes gethan, um mir

einige Zärtlichkeit zu bezeigen ... O! wenn Du wüßtest, Hermance, mit welchem, mit süßen Hoffnungen untermischten Glücke ich ihn so sich umgestalten sah, mit welchem festen Willen ich aus meinem Gedächtnisse Alles entfernte, was mich an meine ehemaligen Ursachen der Abneigung erinnern konnte, wie ich darüber nachsann, Herrn Duplessis auf dieser Bahn zu ermuthigen, auf welcher wir, wie ich glaube, eines Tages unser gemeinsames Glück hätten finden können! Aber ach! bald ermüdet Das zu heucheln, was er nicht empfand, ist mein Gatte wieder zu seinen ersten Gewohnheiten der Gleichgültigkeit und der Kälte zurückgekehrt; oft hat er sogar mit Unwillen, mit schlecht verhehlter Geringschätzung meine Zuvorkommenheit, mich ihm wieder zu nähern, aufgenommen, indem er kaum diese Härte durch einen liebevollen äußern Schein in Gegenwart der Madame Raymond verbarg, die ihm sehr imponirt, und auf die er mit großer Achtung hört.

Von dem Augenblicke an, wo ich mich so von meinem Gatten zurückgewiesen, in meinen zartesten Gefühlen gekränkt, in meinen großmüthigsten Hoffnungen verletzt gesehen habe, habe ich für ihn nur noch eine eisige Verachtung empfunden; Nichts auf der Welt, hörst Du, Nichts auf der Welt wird mich von nun an von diesem Eindrucke abbringen; aber, Gott sei Dank, das neue Leben, welches ich der Madame Raymond verdanke, ist so reich an edeln Tröstungen, daß das Benehmen des Herrn Duplessis in Nichts meiner süßen Zufrieden-

heit geschadet hätte, wenn die Unwürdigkeit dieses Benehmens selbst nicht wider meinen Willen in meinem Herzen einen gefährlichen Vergleich erweckt hätte.

Du mußt jetzt ebenso gut als ich Herrn Jean Raymond nach Dem kennen, was ich Dir von ihm gesagt habe; ich werde Dich vielleicht nicht überraschen, indem ich Dir gestehe . . . was ich, nachdem ich mich selbst lange befragte, mir endlich selbst gestanden habe, . . . daß ich Herrn Jean Raymond liebe.

Ich mache Dir dieses Geständniß ohne zu erröthen, Hermance, weil ich nicht zu erröthen habe.

Herr Jean kennt diese Liebe nicht, er wird sie niemals erfahren; er kann sie nicht theilen, er liebt nur seine Mutter, und ich bin verheirathet . . .

Es ist also eine Liebe ohne mögliche Vollführung.

Meine Liebe beschränkt sich also auf das Glück oder den Schmerz zu lieben . . .

Bis jetzt ist Das, was ich empfunden habe, dermaßen verworren, so neu, ich habe bald solche Ergießungen des Herzens, bald wird es im Gegentheile so schmerzlich beklommen, und zwar ohne bestimmten Grund, daß ich in Wahrheit noch nicht weiß, ob das Leiden oder das Vergnügen größer ist . . . wenn man liebt.

Alles, was ich weiß, ist, daß ich liebe . . . ist, daß kein Tag vergeht, an welchem ich mir nicht, Du kennst meinen alten Satz, sage:

— Herr Jean wäre, wenn er hätte lieben können . . . der Gefährte des so sehr von mir ersehnten Festes

meiner Jugend gewesen; er hat ein feuriges, für das Gute mit Leidenschaft schlagendes Herz, ist ein lebhafter und munterer Kopf trotz der traurigen Sorgen, von denen er belagert wird, ein offener, fester, gleichmäßiger und liebenswürdiger Charakter ... Ach! wenn man sich selbst sein Schicksal bildete, gäbe es auf Erden oder im Himmel eines, das mit dem zu vergleichen wäre, Hermance:

»— Mit Herrn Jean Raymond verheirathet zu sein und mein Leben zwischen ihm und seiner Mutter zuzubringen... sage, wäre das nicht das Ideal von Glück?«

Sieh hier der Wahrheit gemäß, wie weit ich in diesem Augenblicke bin: ich wandele vielleicht an einem gräßlichen Abgrunde, aber ich weiß es nicht; weit davon entfernt zu zittern und mich zu beunruhigen, fühle ich mich jetzt besser, großmüthiger, verständiger, empfänglicher für die Schönheiten der Natur, für die Erhabenheiten des Gedankens, kurz ich fühle mich sehr ruhig, sehr stark und entschlossen.

Wenn Du mich fragst, wozu ich diese Stärke diese Entschlossenheit anzuwenden gedenke, so antworte ich Dir: ich weiß es nicht; aber es scheint mir, daß diese Liebe mein Herz kräftiger gestählt hat ... welche Ereignisse? Ich weiß es ebensowenig, aber ich ahne deren wichtige.

Ich habe soeben meinen Brief wieder durchgelesen, ich finde, daß er vollkommen Das wiedergibt, was noch Dunkles und Unbestimmtes in meiner Lage ist.

Rathe mir jetzt meine Freundin.

Soll ich hier bleiben?

Soll ich meinen Gatten bitten, mich nach Paris gehen, mich einige Zeit bei meiner Mutter zubringen zu lassen?

Soll ich mich Madame Raymond anvertrauen, was ich nicht zu thun gewagt habe, da es sich um ihren Sohn handelt?

Soll ich mich den Süßigkeiten und Bangigkeiten dieser Liebe hingeben?

Soll ich mich bemühen, sie wie einen schlechten Gedanken, wie eine schlechte That zu ersticken?

Soll ich im Gegentheile sie bewahren, sie gewissenhaft auf dem Grunde meines Herzens pflegen, wie man einen Schatz für unglückliche Tage vergräbt?

Soll ich mich bemühen an die Zukunft zu denken und sie zu erforschen, um Das zu beurtheilen und vorauszusehen, was mir jetzt vorbehalten ist?

Soll ich im Gegentheile, was ich übrigens bis jetzt gethan habe, mich so ganz mit der Gegenwart beschäftigen, alle Minuten, alle Sekunden von heute so thätig beschäftigen, daß ich nicht die Muße habe an morgen zu denken? . . .

Ich beschwöre Dich, Hermance, antworte schnell auf alle diese Fragen? Welches Deine Meinung auch sein wird, sie wird mich ohne Zweifel aufklären. . .

Was bin ich am Ende: eine große Verbrecherin?

Eine sehr glückliche Frau?

Oder eine arme, sehr zu bedauernde Thörin?

Du weißt es, sage es mir, die Zeit drängt mich; ich erwarte Deinen Brief.

Immer die Deine vom Grunde der Seele.

A. D.

Antworte mir unter der Adresse der Frau Marquise von Berteuil; ich werde Madame Raymond davon benachrichtigen, denn ich will nicht, daß Dein Brief in die Hände des Herrn Duplessis fällt.

. . . .

Ich glaubte mich gegen die Eifersucht gestählt: der Brief Albinens verscheuchte meinen Irrthum; Nichts in seinen Ausdrücken, in den näheren Umständen des Briefwechsels verlieh mir das Recht Jean zu beargwöhnen, oder meine Frau anzuklagen, der man nur vorwerfen konnte eine unwillkürliche Liebe zu empfinden. Dennoch erbitterte mich das Lesen dieses Briefes.

— Alles das ist Lüge, Verrath, — sagte ich mir voll Wuth. — Jean wird der Geliebte meiner Frau, wenn er es nicht bereits ist, . . . und er ist es, ich bin überzeugt davon. Sie wagt noch nicht diese Schändlichkeit Ihrer Freundin zu gestehen; sie bereitet sie auf diese Mittheilung vor. So schamlos man auch sein möge, man gesteht nicht auf der Stelle, selbst einer Freundin, daß man sich einem Manne hingegeben hat . . . Die Elende! . . . O! ich bin kein Dummkopf . . . Ich glaube nicht an die platonische und dem unbekannte Liebe, der sie einflößt. Herr Raymond behandelt die Ehe zu leichtfertig, um die geringste Bedenklichkeit ge-

habt zu haben; er wird Unrecht bei mir vorausgesetzt oder als solches die Klagen angenommen haben, welche meine Frau ohne Zweifel an ihn gerichtet hat. Hat er mir nicht gesagt: Das Unrecht eines Gatten entschuldigt die Untreue seiner Frau. O! Herr Raymond ist ein großer Schelm, er versteht sich mit Albinen sie benutzen ohne Zweifel meine Abwesenheit; dieses Schloß ist groß, und es befinden sich in dem zweiten Stockwerke gar viele unbewohnte Zimmer, ... in welche niemals Jemand kommt, ... ein vortrefflicher Ort für Rendezvous! Gottes Elend! bei diesem Gedanken ersticken mich der Haß und die Wuth. Verrathen, entehrt, mit Schimpf und Lächerlichkeit von meinem Freunde bedeckt, . . . von einem Manne den ich gerettet habe, indem ich ihm hier eine Zufluchtsstätte gab! Schändlichkeit! doppelte Schändlichkeit! betrogen wie so viele Andere, mein Leben umgestürzt; o! ich werde sie belauern, ... ich werde sie tödten ... Und seine Mutter ... seine Mutter. Diese Madame Raymond, vertrauend auf sie, wie er es ist, wird er sie in das Geheimniß gezogen haben . . . Charpentier gleichfalls! Bei Gott! ich bin ihr Spielwerk ... Die Mutter hat das Spiel ihres Sohnes verdeckt, indem sie mich anscheinend meiner Frau wieder nähern wollte . . . Das war geschickt ... Das lenkte meinen Verdacht ab, und dann wird Madame Raymond meine thörichte Leidenschaft für sie bemerkt haben ... Ja, und während ich bescheiden als dummer und erstarrter Verliebter in

ihre Reize seufzte, fand sie es reizend ihrem Sohne beizustehen, meine Frau, die Frau eines Royalisten zu verführen. Das ist um so belustigender, als dieser Royalist diese Jakobiner von dem Schicksal gerettet hat, das sie verdienten. Der Streich ist allerliebst . . . ein wenig der Zeit der Regentschaft gleich, indessen, für diese Stoiker des alten Roms . . . ha! bei der Hölle! Jean hat meine Frau verführt! . . . Wohlan! . . . ich werde heute Nacht . . . sogleich . . . seine Mutter . . . mit Güte oder Gewalt verführen . . . Bah! mit Gewalt! . . . Wer weiß? . . . Diese Frauen mit erhabenen Charakteren sind im Allgemeinen verschwenderisch mit der alltäglichen Moral . . . Man kennt die sprichwörtliche Züchtigkeit der Sempronias, der Herzoginnen von Longueville, der Theroignes von Mirecourt und anderer alter oder moderner Verschwörerinnen . . . Und außerdem habe ich keine Wahl; ihr jämmerlicherweise mein verliebtes Märtyrerthum erzählen . . . Das hieße mir in das Gesicht lachen zu lassen, während ein ungestümer Angriff vielleicht besser aufgenommen werden wird, als ich es glaube . . . Wenn sie Widerstand leistet, wenn sie schreit, ei nun! was . . wenn sie schreit? . . . so wird ihr Sohn herbeieilen . . . Um so besser! . . . Ein Duell auf Leben und Tod; . . . wenigstens werden unsere Beschimpfungen gleich sein . . . Wenn er mich tödtet, so werde ich darum nichtsdestoweniger wie ein Dummkopf getödtet sein. O! seine Mutter! diese Frau, . . . diese Frau; nein, es ist nicht

mehr Liebe, Leidenschaft, welche sie mir einflößt, es ist jetzt fast Haß! Es ist, ich weiß nicht welches höllische Verlangen, Das zu schänden, was immer rein, himmlisch, bewundert gewesen ist! es ist, ich weiß nicht welches grimmige Bedürfniß diese stolze Tugend, diese heldenmüthige Größe zu entweihen, welche diese Frau ebenso sehr durch ihren Charakter, als durch ihre Schönheit über die anderen Frauen stellt... Um so besser!... je höher sie gestanden haben wird, desto tiefer wird ihr Sturz sein! Dieses stolze Geschöpf zu erniedrigen, zu demüthigen, die trotz ihres unwiderstehlichen Zaubers mir so lange eine fast furchtsame Verehrung auferlegt hat... Ha! das müßte für Tarquinius eine ungeheure, ... schreckliche Wollust sein, ... die keusche Lucretia zu seinen Füßen zu sehen.

Und, ebenso wie jene Unglücklichen, die sich durch die Trunkenheit dieses Verbrechens berauschen, eilte ich fast wahnsinnig nach dem Gange, der zu dem Zimmer der Madame Raymond führte.

Ein geheimer Instinct sagte mir ohne Zweifel, daß eine Sekunde der Ueberlegung mir die Schändlichkeit meines Benehmens gezeigt und dem abgeschmackten Vorwande Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen, mit dem ich meine abscheuliche Absicht bedecken wollte: — nämlich, daß Raymond meine Frau verführt haben müsse.

Ich ließ daher plötzlich die Füllung in die Falze gleiten, und trat ungestüm in das Zimmer der Madame Raymond.

XII. Capitel.

Madame Raymond lag noch nicht zu Bett; neben dem Kamine sitzend, war sie in einer Nachttoilette, indem sie bei dem Scheine einer Kerze las. Als mich Madame Raymond auf eine so seltsame Weise erscheinen sah, warf sie sich rasch zurück, ließ ihr Buch fallen und blickte mich voll Bestürzung an; indem sie dann plötzlich aufstand und auf mich zueilte, ohne an die Unordnung ihrer Toilette zu denken, rief sie mit bebender Stimme:

— Mein Sohn ... man kömmt ihn zu verhaften?

Ich verstand ihren Gedanken. Als ihre erste Ueberraschung vorüber, konnte sich Madame Raymond meine plötzliche und geheimnißvolle Erscheinung nur durch die Vermuthung erklären, daß ich käme, um sie von einer Gefahr zu benachrichtigen, von der ihr Sohn bedroht wäre, und um ihm das Mittel anzugeben, sich ihr zu entziehen.

Dieser der mütterlichen Zärtlichkeit entrissene Schrei rührte mich nicht; ich verschlang die halbgekleidete Madame Raymond mit dem Blicke. Indem ich plötzlich eine ihrer bebenden Hände ergriff, die sie nach mir ausstreckte, sagte ich zu ihr:

— Nein ... beruhigen Sie sich ... Ihr Sohn läuft keine Gefahr ...

— Ach! ich danke! — rief sie, indem sie mir in einer ersten Regung der Freude und Dankbarkeit die Hand drückte.

Hierauf, indem sie jetzt erst an die wenig schickliche Art und Weise dachte, mit welcher sie gekleidet war, zog sie mit der einen Hand ihr halboffenes Kamisol zusammen, und, indem sie sich bemühte ihre andere Hand, die ich krampfhaft drückte, aus der meinigen herauszuziehen, sagte sie zu mir in einem Tone, der weniger Mißtrauen, als ein großes Erstaunen anzeigte:

— Da Jean keine Gefahr läuft, Herr Duplessis, was führt sie denn ... zu dieser Stunde ... durch einen geheimen Eingang in mein Zimmer? ...

— Weil ich Sie anbete, — sagte ich leise zu ihr, und die Hand mit Küssen bedeckend, welche ich ergriffen hatte, bemühte ich mich mit meinem andern Arme den Leib der Madame Raymond zu umschlingen. Ihre Bestürzung, ihr Schrecken waren anfangs so heftig, daß ich sie schaudern und eine Sekunde ohnmächtig werden fühlte. Diesen Augenblick des Schreckens mißbrauchend,

drückte ich sie an mich, und mein Mund suchte den ihrigen zu berühren.

Bei dieser Beschimpfung fand sie ihr Bewußtsein wieder. Die Energie, welche sie einen Augenblick verlassen hatte, der Zorn, die Empörung verliehen ihr eine außerordentliche Kraft; sie machte sich mit Gewalt aus meinen Armen los und warf sich zurück, indem sie rief:

— Nichtswürdiger!...

Gar viele Jahre sind seit dieser Nacht verflossen, und ich sehe Madame Raymond noch bleich, erzürnt, schaudernd, mit funkelndem Auge; ihre langen, während dieses kurzen Kampfes aufgelösten Haare bedeckten ihre Schultern und ihren bloßen Busen halb... sie war wundervoll an Schönheit, Zorn und grimmigem Stolze... Weit davon entfernt mich niederzubeugen, vermehrte ihr Anblick meinen Wahnsinn noch, und ich schritt auf sie zu, als ich plötzlich leise an die Thür der Madame Raymond klopfen und die Stimme Jean's hörte, welcher sagte:

— Meine Mutter, sind Sie zu Bette?...

— Mein Sohn!... er wird diesen Menschen umbringen! — rief Madame Raymond.

Was ich in diesem Augenblicke empfand, vermöchte ich nicht zu sagen; war es Feigheit oder Reue, befand ich mich in einem Zustande der Ueberreizung, daß der geringste Vorfall auf diesen Paroxysmus eine gänzliche Vernichtung folgen lassen mußte, ich weiß es nicht;

aber bei der Stimme Jean's verlor ich den Kopf; Alles, wessen ich mich erinnere, ist, daß, als ich wieder zu mir kam, ich mich in dem geheimen Gange befand, in welchen mich Madame Raymond ohne Zweifel zurückgedrängt hatte, indem sie nachher die Füllung der Tapetenwand wieder verschloß. Als ich mich wieder besinnen konnte, gelangte die Stimme Jean's bis zu meinem Ohre.

Folgendes war seine Unterhaltung mit seiner Mutter, eine Unterhaltung, von der ich den Anfang nicht hatte hören können:

— Ich versichere Ihnen, meine Mutter, — sagte Jean, — ich versichere Ihnen, daß Sie mich sehr beunruhigen, ... Sie sind sehr bleich, ... und zu Augenblicken schaudern Sie. Sehen Sie, ... noch in diesem Augenblicke.

— Und ich versichere Dir, mein lieber Sohn, daß mir Nichts fehlt ... Ich las; ... ich bin auf diesem Sessel eingeschlafen, ... Du hast mich geweckt, indem Du an meine Thür klopftest, ... ich habe mir Zeit genommen meinen Schlafrock anzuziehen und habe Dir geöffnet ... Noch ein Mal, wenn ich bleich bin, so kommt das daher, weil der Frost mich im Schlafe befallen hat; habe daher keine Besorgniß ... und sage mir ... was Du von mir willst. Ich glaubte Dich seit langer Zeit zu Bette.

— Ist es wirklich wahr, meine Mutter ... Sie befinden sich nicht unwohl?

— Wenn ich Dir nochmals sage nein, lieber Eigensinn; . . . nun denn . . . was führt Dich her, erzähle mir das . . .

— Hüllen Sie sich wenigstens in diesen Shawl, liebe Mutter.

— Wohlan, schön. Bist Du zufrieden? Da bin ich in diesen Shawl gehüllt . . . Sprich jetzt.

— Seit heute Morgen quält mich ein Gedanke... Vor einer Stunde, als Sie mir gute Nacht gesagt haben . . . stand ich auf dem Punkte mich Ihnen zu eröffnen . . . dann habe ich es nicht gewagt . . . denn es ist möglich, daß ich mich täusche. Aber wenn ich mich nicht irre, so ist die Sache so ernst, daß ich nach reiflicher Ueberlegung auf die Gefahr hin Sie zu wecken hinuntergegangen bin.

— Um was handelt es sich denn?

— Es handelt sich um Ferdinand.

— Ah! . . .

— Sie wissen, meine Mutter, welche großmüthige Gastfreundschaft er uns bietet.

— Ich weiß das . . .

— Er hat durch seine Aufopferung für uns bei dieser Veranlassung das Unrecht wieder gutgemacht, das wir ehedem seinem Leichtsinne haben vorwerfen können; aber, wie Sie sehen, sein Herz ist geblieben, was es war . . .

— Ich glaube es; . . . er ist geblieben, was er war.

— Sie werden also begreifen, meine Mutter, wie

sehr mir das Herz bluten würde, Ferdinand, selbst ohne es zu wollen . . . den geringsten Kummer zu verursachen.

— Worin kannst Du Herrn Duplessis irgend einen Kummer verursachen?

— Sehen Sie, meine Mutter, ich würde sehr in Verlegenheit sein, wenn ich mit jedem Andern als mit Ihnen spräche, und selbst gegen Sie . . .

— Nun denn! selbst gegen mich?

— Weiß ich nicht, wie ich mich erklären soll, denn es ist so ernst und vielleicht so lächerlich . . . so abgeschmackt . . .

— Sprich doch aus? . . .

— Haben Sie bemerkt, daß Ferdinand, der uns immer voll Aufmerksamkeit für seine Frau geschienen hatte, und der sogar in der letzten Zeit seine Artigkeit und Zuvorkommenheit gegen sie verdoppelte, sie seit einiger Zeit mit einer verstellten Kälte behandelt?

— Ich hatte das bemerkt . . . und diese Veränderung jenen leichten Wolken zugeschrieben, von denen die besten Ehen nicht frei sind; aber worauf willst Du kommen?

— Wir haben oft gemeinschaftlich gelesen. Zuweilen habe ich im Lesen zufällig die Augen auf Madame Duplessis geworfen, und fast immer habe ich ihren Blick mit einem seltsamen Ausdrucke auf den meinigen geheftet gefunden. Vorgestern Abend, als wir von Tische

aufstanden, hatte ich, indem ich durch das Treibhaus ging, eine Passionsblume gepflückt; ich habe sie während einiger Zeit in der Hand behalten. Da aber Ferdinand mich gerufen hatte, um Charpentier an dem Billard zu ersetzen, so habe ich die Blume auf einem Pfeilertische gelassen; fast sogleich habe ich in einem Spiegel Madame Duplessis diese Blume nehmen sehen, indem sie ihr Taschentuch darauf legte, um nicht bemerkt zu werden, dann sie einen Augenblick hinausgehen und bald wieder zurückkehren sehen. Alles das, ich fühle es, und ich wiederhole es Ihnen, meine Mutter, alles das ist in meinem Munde höchst lächerlich . . . Aber . . .

— Nein, Jean, nein, das ist nicht lächerlich, das ist ernst . . . Deine Bemerkungen erinnern mich an gewisse Umstände, die mir bis jetzt sehr unbedeutend geschienen hatten, . . . und die wirklich es sind, ich glaube es, denn Madame Duplessis ist ein Engel an Reinheit und Tugend.

— Ich weiß es, meine Mutter; ich würde daher auch keine Wichtigkeit auf diese Kindereien legen, wenn ich Ferdinand nicht für sehr eifersüchtig hielte . . . Nun aber würde es mir abscheulich sein zu denken, daß ich, selbst unwillkürlich, seine Eifersucht errege, so wenig begründet sie auch sein möge. Ich finde Madame Duplessis liebenswürdig, ich schätze ihren Werth, aber ich bin nicht im Geringsten verliebt in sie . . . Alles, was ich fürchte, ist, daß die Kälte, welche ihr Ferdinand seit einigen Tagen

bezeigt, Eifersucht zum Grunde hat; vielleicht wird auch er einige jener Blicke oder jener Kindereien bemerkt haben, welche ich selbst bemerkte.

— Hat Dir etwa Herr Duplessis mißtrauisch, . . . gezwungen gegen Dich geschienen?

— Nein . . . nicht gerade . . . Indessen fühle ich aus Instinct, daß irgend Etwas obwaltet . . . Ich habe daher auch, meine Mutter, in der sehr eigenen Stellung, in welcher ich mich Ferdinand gegenüber befinde, . . . vorbehaltlich Ihrer Billigung . . . meinen Entschluß gefaßt.

— Welchen Entschluß?

— Morgen Abend . . . werde ich dieses Haus verlassen . . .

— Das ist Deine Pflicht, mein Sohn . . .

— Ich werde Ferdinand einen hinlänglichen Vorwand angeben, um meine Abreise zu erklären . . . Sie werden mit Charpentier hier bleiben . . . und . . .

— Charpentier und ich werden mit Dir abreisen.

— Meine Mutter . . . das ist unmöglich. Bedenken Sie doch, diese Zufluchtsstätte ist sicher . . . Dieses Haus bei Nacht zu verlassen, ohne zu wissen, wohin Sie gehen werden!

— Und Du! weißt Du es?

— Aber ich . . .

— Aber Du, das ist etwas Anderes, nicht wahr? wie in dem Lustspiele.

— Meine Mutter . . . ich bitte, hören Sie mich an!

— Geh, mein Sohn, sprechen wir nicht mehr davon.

— Wohlan! Charpentier wird mich begleiten; aber ich bitte Sie inständigst, meine Mutter, bleiben Sie hier, Sie werden hier in Sicherheit sein.

— In Sicherheit . . . Würdest Du Dich sicher fühlen, wenn Du mich den Gefahren ausgesetzt wüßtest, welche Du laufen wirst?

— Aber ich . . . meine Mutter! . . .

— Aber Du, das ist etwas Anderes. Immer wie in dem Lustspiele . . . Nun denn, mein wackerer Sohn, keine Schwäche; haben wir nicht schlimmere Prüfungen überstanden . . . als mein Bruder auf das Schaffot ging . . . Verzweifeln wir nicht im Voraus . . . Deine Wunde ist geheilt . . . Das war meine größte Sorge; was das Uebrige betrifft . . . so laß uns bedenken, daß mehrere unserer Brüder, die nicht wie wir haben fliehen können, muthig und ergeben das Schicksal ertragen, welches Dich für mich erschreckt . . .

— Sie haben Recht, meine Mutter . . . wir können uns nicht trauen. Armer und guter Ferdinand . . . wie groß seine Besorgniß und sein Schrecken sein wird, wenn er unsern Entschluß erfährt . . . er, der so glücklich war, uns vor den Verfolgungen beschützt zu haben.

— Gewiß; aber, wie Du sagst, mein Sohn, es ist besser der Gefahr entgegen zu gehen, als Deinem Freunde den geringsten Kummer zu verursachen . . . Jetzt müssen wir uns mit Charpentier berathen, sehen auf welchen Weg wir uns wagen können, die zu treffen-

den Vorsichtsmaßregeln verabreden . . . Wir werden für diese Unterhaltung nicht zu viel an dem Ende der Nacht haben.

— Ich gehe Charpentier zu wecken, und ihn zu Ihnen zu führen . . . meine Mutter . . .

— Nein . . . geh ihn zu wecken; ich werde Dich in dem Salon vor seinem Zimmer erwarten, und dort werden wir sprechen . . . Wohlan, komm . . .

. . . .

Ich hörte Jean und seine Mutter das Schlafzimmer verlassen und die Thür desselben verschließen.

XIII. Capitel.

Ich erreichte meine Wohnung wieder durch den geheimen Gang. In mein Zimmer zurückgekehrt, kam ich zum Bewußtsein der Schändlichkeit meines Betragens. Die Großmuth Jean's, der eine Zufluchtsstätte verließ und sich lieber allen Gefahren der Aechtung aussetzte, als mir einen Kummer zu verursachen, das Schweigen der Madame Raymond gegen ihren Sohn über meine Beschimpfung, überhäuften mich mit Scham und Schmerz. Dann dachte ich an die Zukunft: ich sollte mit meiner Frau allein bleiben, die trotz seiner Abreise ohne Zweifel immer noch in Jean verliebt war. Und ich, immer durch die Gewissensbisse und die beständigen Plagen einer sinnlosen Liebe gequält, denn alle Erinnerungen dieser unglückseligen Nacht, in welcher ich einen Augenblick Madame Raymond in meine Arme hatte schließen können, erregten meine Leidenschaft noch mehr.

Zwanzig Pläne kreuzten sich in meinem Kopfe bei dem Gedanken an die Mittel, von Madame Raymond

und ihrem Sohne die Gefahren abzuwenden, denen sie Trotz bieten würden. Ich war von einer Art fieberhafter Aufregung befallen. Als der Tag angebrochen war, ging ich, in der Hoffnung außerhalb ein wenig Ruhe und Ueberlegung zu finden, in den Stall hinab; ich ließ mir ein Pferd satteln, und ritt auf den Zufall hin in das Feld. Ich hatte den ganzen Tag vor mir, um einen Entschluß zu fassen, indem ich dachte, daß Jean und seine Mutter aus Vorsicht, sowie sie es verabredet hatten, erst am Abend das Schloß verlassen würden. Den Blicken der Madame Raymond nach dem Auftritte der Nacht die Stirn zu bieten, überstieg meine Kräfte; Jean bitten zu bleiben, man durfte nicht daran denken ihn dazu zu bestimmen.

Ich kannte die Unbeugsamkeit seines Charakters in Bezug auf die Pflicht; dann konnte außerdem seine Mutter nicht einwilligen mit mir unter demselben Dache zu bleiben; nun dachte ich daran ihre Flucht zu begünstigen, oder eine andere Zufluchtsstätte für sie zu finden, indem ich in meinen Gedanken suchte, welches der von meinen Meiern wäre, zu welchem ich Vertrauen genug hätte, um ihn zu bitten meine Gäste zu verbergen; aber dabei stieß ich auf neue Schwierigkeiten: das Signalement Jean's war überall verbreitet worden; meine Pächter waren von ziemlich zahlreichen Knechten umgeben, auf deren Verschwiegenheit zu rechnen unmöglich war. Endlich, nach tausend fast eben sobald wieder aufgegebenen als gefaßten Plänen, blieb ich

bei einem Entschlusse stehen, der mir Alles auszugleichen schien; er gewährte wenigstens Madame Raymond und Jean einige Tage, um sich zu berathen und ihre Abreise weniger gefährlich zu machen.

Ich begab mich nach Chambly, von dort aus nahm ich mir vor mein Pferd zurückzuschicken und meiner Frau zu schreiben, daß unvorhergesehene Geschäfte mich während einiger Tage nach Châteauroux riefen, daß ich sie von meiner Rückkehr benachrichtigen würde, und daß sie bis dahin fortzufahren hätte unseren Gästen die Honneurs von la Riballière zu machen ... Mein Spazierritt durch die Felder hatte lange und in einer gänzlich von der von Chambly entgegengesetzten Richtung gedauert; ich hatte ohngefähr vier Stunden zurückzulegen, um mich dorthin zu begeben, ich kam gegen zehn Uhr im Wirthshause zum weißen Kreuze an, in welchem Madame Raymond, ihr Sohn und Charpentier eingekehrt waren, ehe sie zu mir kamen.

Ich ließ den Gastwirth rufen; er kam, sah mich sehr überrascht an, und sagte zu mir:

— Aber, mein Herr, . . . sie sind vor zwei starken Stunden abgereist ...

— Wer? abgereist?

— Der Herr Marquis, die Frau Marquise und ihr Sohn. . . . Ich habe ihnen mein bestes Pferd und ein Cabriolet gegeben; sie werden gerade zu rechter Zeit für die Durchkunft der Diligence in Châteauroux angekommen sein.

Ich hatte genug Herrschaft über mich selbst, um meine getäuschte Hoffnung zu verbergen, und ich antwortete dem Gastwirthe:

— Ich hoffte den Herrn Marquis von Berteuil hier noch anzutreffen; er hat bei mir eine Brieftasche vergessen; ich kam um sie ihm zu überbringen und ihm nochmals die Hand zu drücken . . . Unglücklicherweise ist es zu spät.

Ich stieg wieder zu Pferde und kehrte in aller Eile nach Hause zurück, um einige nähere Umstände über diese Abreise zu erhalten, welche meine Pläne über den Haufen warf. Durch Zufall fand ich Madame Claude auf dem Vorplatze; ich gab ihr einen Wink mir zu folgen, und sobald ich in meinem Zimmer war, sagte ich zu ihr, um die übereilte Abreise meiner Gäste weniger unerklärlich zu machen und den Verdacht zu entfernen, der sie verfolgen konnte:

— Der Marquis von Berteuil ist wie ein Duckmäuser abgereist . . . Daran erkenne ich ihn ganz . . . Wie hat sich das zugetragen?

— Heute Morgen um sechs Uhr, — antwortete mir Madame Claude, — hat die Frau Marquise mich bitten lassen zu ihr heraufzukommen. Meine liebe Madame Claude, sagte sie zu mir, ich habe Sie um einen kleinen Dienst zu bitten. Könnten wir heute Morgen einen Wagen haben, um bis nach Chambly zu fahren? Wir haben den Einfall gehabt einen kleinen Ausflug nach dem Flecken zu machen. Es ist ein herrliches

Wetter. Herr und Madame Duplessis sind ohne Zweifel noch nicht wach; es ist unnöthig sie zu stören. — Madame hat noch nicht geschellt, habe ich der Frau Marquise geantwortet; — aber Herr Duplessis ist seit einer Stunde ausgeritten. — Dann, meine liebe Madame Claude, wollen Sie gefälligst den Wagen auf der Stelle anspannen lassen. — Ich beeilte mich den Wünschen der Frau Marquise zu entsprechen . . .

— Und dann?

— Als der Wagen bereit war, ging ich hin um die Frau Marquise davon zu benachrichtigen, und zu meinem großen Erstaunen habe ich in ihrem Zimmer ihr Toilettennecessäre und ihren Koffer gepackt gesehen und der Herr Marquis und sein Sohn sind mit ihrem Nachtsacke in der Hand eingetreten. Sie werden wohl denken, daß ich mir trotz meines großen Erstaunens nicht erlaubt habe Etwas zu sagen.

— Das ist ganz so, der Marquis ist immer derselbe, — sagte ich zu Madame Claude, — immer originell; ... er hat einen Abscheu vor dem Abschiednehmen, und er verläßt seine Wirthe niemals auf andere Weise . . .

— Ah! dem ist also so, mein Herr; dann erkläre ich mir Alles: Nichts ist natürlicher.

— Und Frau von Verteuil ist abgereist ohne meine Frau gesehen zu haben?

— Ja, mein Herr; aber die Frau Marquise hat mir einen Brief für Madame, . . . und Herr Jean von Verteuil hat mir diesen Brief für Sie übergeben.

Ich nahm den Brief und fragte Madame Claude, wo der für meine Frau bestimmte Brief wäre.

— Ich habe ihn Madame übergeben . . . Sie finden vielleicht, daß ich Unrecht gehabt habe? ...

— Ist meine Frau in ihrem Zimmer?

— Ja, mein Herr; aber Madame . . . ist eingeschlossen.

— Wie, eingeschlossen!

— Als ich, indem ich Madame den Brief überbrachte, den man mir für sie übergeben hatte, ihr die Abreise des Herrn Marquis und seiner Familie anzeigte, lies mich Madame dasselbe zwei Mal wiederholen, als ob sie nicht daran zu glauben vermöchte, und als sie den Brief gelesen hatte, den ich ihr überbrachte, brach sie in Thränen aus, befahl mir ihre Läden zuzumachen und nicht eher zurückzukehren, bis sie mir geschellt hätte. Ich wollte einige Worte wagen, aber Madame legte mir ungestüm Schweigen auf; . . . ich ging hinaus, und hörte Madame ihre Riegel hinter mir zumachen.

— Es ist gut! lassen Sie mich allein; Sie werden mich benachrichtigen lassen, sobald meine Frau Sie rufen läßt.

Ich blieb allein und ich las den Brief Jean's; er war folgendermaßen abgefaßt:

»Verzeihe mir, mein guter Ferdinand, daß ich Dich verlasse, ohne Dir die Hand gedrückt und von Herzensgrunde gesagt zu haben, wie sehr meine Mutter, Charpentier und ich Dir für Deine großmüthige Gastfreundschaft dankbar sind.

»Gründe, welche für Dich kein Interesse haben, nöthigten uns die Zufluchtsstätte zu verlassen, welche Du uns angeboten hattest; unsere Reiseroute ist, wie ich glaube, ziemlich glücklich vorgeschrieben; wir können hoffen den Nachforschungen zu entgehen. Meine Wunde ist geheilt, ich kann daher ohne Gefahr den Beschwerden und Abenteuern dieser unvorhergesehenen Reise Trotz bieten.

»Lebe wohl, in Eile, mein Freund, denn nach reiflicher Ueberlegung haben wir uns entschlossen heute

Morgen abzureisen, um die Diligence des Südens zu erreichen, welche, wie man uns gesagt hat, um elf Uhr durch Châteauroux kommt. Sobald wir so ziemlich in Sicherheit sind, werde ich Dir ausführlich schreiben, um die Besorgnisse Deiner Freundschaft zu beruhigen.

»Nochmals, lebe wohl, Ferdinand; Du bist ein wackeres Herz. Ich liebe Dich und werde Dich immer wie meinen besten Freund lieben.

»Der Deine

»J. R.

»Habe ich nöthig, Dir zu sagen, daß meine Mutter und Charpentier meine Dankbarkeit und mein Bedauern theilen, Dich so plötzlich zu verlassen?«

Ich war auf diesen Brief Jean's gefaßt, und dennoch fachte er meinen Kummer von Neuem an; so unvorsichtig die Abreise unserer Gäste auch sein mochte, sie bot ihnen wenigstens eine Aussicht der Rettung: man wußte in Chambly, daß sie einige Zeit lang bei mir gewohnt hatten, und man hatte sie ohne Mißtrauen nach Châteauroux gefahren; vielleicht haben sie dort ohne Hinderniß Platz in der Diligence des Südens finden können.

Gegen zwei Uhr meldete mir Madame Claude, daß meine Frau aufgestanden wäre, daß sie sehr leidend zu sein und viel geweint zu haben schiene, aber daß sie mich in ihrem Zimmer erwarte, wenn ich sie zu sprechen wünsche.

Ich begab mich nun zu Albinen.

Ende des vierten Bandes.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

meinen Bewußtsein führen will — das ist bereits öffentlich und schon gleich nach dem Erscheinen der ersten Bände von den Stimmführern der deutschen Kritik ausgesprochen worden. Nun aber das ganze große Werk vollendet vor uns liegt, hat sich auch die Kritik des Ganzen zu bemächtigen und die Stellung des Buches und seines Verfassers in der deutschen Literatur näher zu bezeichnen.

Das deutsche Geistesleben des verflossenen Jahrhunderts rollt sich in diesem Werke vor uns auf, mit allen seinen Kämpfen, seinem Ringen nach Wahrheit, Realität und Lebensfortschritt, mit seinen gelehrten, religiösen und humanen Tendenzen. An die Persönlichkeit Lessing's, des Reformators der deutschen Literatur, des Befreiers des in den Fesseln französischer Kunst- und Lebensformen liegenden Geistes anknüpfend — giebt Klencke, mit der wissenschaftlichen Einsicht des genauen und kritisch gebildeten Verständnisses der Literaturgeschichte und mit der Kraft höherer Dichterbegabung, eine lebensfrische Schilderung der Zeit und ihrer, auf das Bewußtsein und die Lebenserweiterung influirender Persönlichkeiten und indem er uns in einem kunstgerechten, unzählige meisterhafte Einzelheiten darbietenden Bilde eine Literaturgeschichte von 1747—1781 plastisch vorführt und in höchst gelungener, historischer Verkettung und mit dem feinen Takte richtiger Einordnung des geschichtlichen Materials in das schöne, anziehende Gewebe seiner dichterischen Erfindung eine fortschreitende Handlung kunstgerecht durchführt — zeichnet er uns die zum Sprechen ähnlichen Portraits aller berühmten und berüchtigten Zeitgenossen Lessing's, welche im Kunst- und Wissenschaftsgebiete fördernd oder hemmend der Geschichte angehören und in irgend einer Beziehung zu der Lebenstendenz Lessing's standen.

Lessing tritt als Student zu Leipzig in den Roman ein und schon hier drückt sich die Lebensrichtung und die Urthat seines Geistes entschieden aus, indem er in den Gegensatz zu der damaligen Form ohne Geist und zu den Abirrungen der Zeit tritt. Von hier an sehen wir ihn durch innern Drang und äußere Verhältnisse sich zum Charakter und Apostel einer schönern nationalen Zukunft entwickeln, und hier zeigt Klencke, wie er in gleichem Grade ein genauer Kenner der Literaturgeschichte und ein fein charakterisirender psychologischer Dichter ist, — der es versteht, kritisch und productiv zugleich, geistig und natürlich eine ganze Persönlichkeit aufzufassen und dichterisch zur frappanten Erscheinung im Rahmen und Vordergrunde eines großartigen Zeitgemäldes zu bringen. Es ist nicht unser Zweck, den Inhalt des Buches, die vielen Schönheiten und genetischen Aufklärungen, sowie die Fertigkeit und Präzision der Darstellung selbst weiter aus einander zu setzen; dazu haben sich bereits viele andere Federn in Bewegung gesetzt — es soll vielmehr die neue Gattung des Werkes hier angedeutet und dessen Stelle in der deutschen Literatur ermittelt werden.

Schon in der Form, als Roman, steht dieses Werk völlig selbstständig da; — es sind Wahrheit und Erfindung so harmonisch mit einander verschmolzen, es wurden die überlieferten Lücken in der Geschichte der Persönlichkeiten so glücklich und taktvoll, im Sinne und Charakter der psychologischen Wahrheit, durch die dichterische Erfindung ausgefüllt, und dabei das volle Lebensbild so in sich vollendet dargestellt, daß man sich an eine Analyse nicht zu machen wagt. Der Roman umfaßt eine Zeit von beinahe einem halben Jahrhundert; dennoch aber wußte der Dichter überall eine überwiegende dramatische Dialogform zu be-

haupten und den gewaltigen, zerstreut liegenden Stoff so zu beherrschen, daß er sich leicht und ungezwungen dem Grundgedanken fügt und mit demselben durchgehends zu einem durchsichtigen, harmonisch in allen seinen Theilen geschlossenen Krystalle sich formt.

Was nun aber den Gedanken selbst betrifft, so erscheint er uns durch die frühern Dichtungen des Verfassers bereits eingeleitet zu sein, namentlich durch sein »deutsches Gespenst,« seine »deutschen Pharisäer« und seine »deutsche Familie.« War es in dem ersten Romane die Ungleichheit des äußeren Lebens, welche das deutsche Volkswohl und sein Ideal trübte, so war es im zweiten Romane die Zerrissenheit des Lebens durch die Unwahrheit des Scheinens ohne Sein, des Egoismus und der frömmelnden Sünde — so war es im dritten Romane die Zersplitterung des Familien- und Staatslebens durch die Stabilität der älteren und den Fortschrittsdrang der jüngeren Generation, was der Dichter mit erschütternder Lebenswahrheit darstellte. Er wurde hierin mit Eugen Sue mehrfach in Parallele gestellt — aber er blieb nicht bei der Anschaulichmachung schneidender Abnormitäten unseres deutschen Lebens stehen, sondern ging im Lessing nunmehr historisch zu Werke, indem er an eine vergangene Periode unserer geistigen Entwickelung anknüpfte, wo der Drang nach deutscher Selbstständigkeit mit kritischen und poetischen Waffen den Kampf gegen die Herrschaft fremden Geistes, gegen Vorurtheil, Schlaffheit und Lüge einging — und darin findet der Lessing-Roman noch seine große Zeitbedeutung, daß er die geistige That Lessing's auf eine bewunderungswürdig klare Weise vor die Anschauung des gesammten Volkes führt und der Gegenwart als ein ermuthigendes Vorbild, zum allgemeinen Bewußtsein und damit dem

Verständniß der Nation näher bringt. Dieses ist nicht zu übersehen, denn auch der Bürgersmann lernt aus diesem Romane ein bedeutsames Stück deutscher Geistesgeschichte und so wird Klencke der Evangelist seines deutschen Heroen.

Und darin liegt gerade die besondere Stellung dieses Romans zur Gegenwart, seine innere historische, ästhetische und politische Bedeutung — er verherrlicht den deutschen Geist auf würdige Weise und zeugt von der hohen Befähigung seines Urhebers. Es ist behauptet worden, Klencke habe mit diesem Romane eine ganz neue Gattung geschaffen — dieses ist ein Ausspruch von Autoritäten. Der neue Charakter der Dichtung besteht nämlich darin, daß dieser Lessing-Roman den ersten glücklichen Versuch darstellt, auf plastische Weise sich der Literatur-Geschichte einer ganzen Zeitperiode, eines vollendeten Menschenalters, zu bemächtigen und die homerische Treue mit der dramatischen Lebensunmittelbarkeit lebendiger Handlung und Charakterschilderung zu einem Ganzen zu verschmelzen. Ein solcher Roman existirte seither noch nicht, welcher uns die volle Gelehrsamkeit und Kritik eines 50jährigen Zeitabschnittes deutscher Culturgeschichte als ein Bild und plastisches Kunstwerk vor die Seele führt und diese Aufgabe ist in die rechten Hände gekommen, denn Klencke ist ebenso viel Gelehrter, als phantasiereicher Dichter. Man würde sich täuschen, glaubte man hier eine Literaturgeschichte im poetischen Gewande, oder eine Romandichtung mit literatur-historischen Materialien gewürzt — vor sich zu haben — im Gegentheile tritt uns hier ein ganz Neues entgegen — eine zur poetischen Anschauung sich künstlerisch gestaltende Geschichte des deutschen Geistes — und der Verfasser hat es außerdem ver-

standen, das volle Bild unsers gegenwärtigen Strebens und Hoffens in seinen Roman hinein zu reflectiren und mit richtigem Takte und glücklichem Griffe den historischen Personen, ihren Individualitäten angemessen, Reden und Meinungen, Wünsche und Hoffnungen in den Mund gelegt, die aus dem vollen Herzen und Streben der Gegenwart stammen und dadurch doppelt interessant die vergangene Zeit an die unsrige knüpfen.

L∴

(Der kürzlich in Berlin verstorbene Professor Lachmann.)

Sue, Eugène,

Ferdinand Duplessis oder Memoiren eines Mannes Geschichte dreier Frauen

Bd.: 5

Leipzig 1851